BHS VI 22-5

Bayerische Berg-, Hütten- und Salzwerke
* Aktiengesellschaft *
Bibliothek:
Gruppe: VI
B Nr. 22

Bemerkungen
auf einer Reise
durch das
südliche Deutschland,
den Elsaß
und die Schweiz
in den Jahren 1798 und 1799

K. B. O. B. A.

---

von

C. U. D. von Eggers,

königlich-dänischem Legationsrath, Oberprocüreur und Deputirten in der Deutschen Kanzlei.

Fünfter Band.

Bayerische Staatsbibliothek

Kopenhagen, 1805.
Bei Christian Georg Proft.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt
des fünften Bandes.

LVII. Brief.

An den Herrn von Eggers in Meldorf.

Valeyres, den 11. Jun. 1798. S. 1

Pont. Sennhütte. Dent de Vaulion. Vallorbe. Quelle der Orbe. Balayes. Rignerolles.

LVIII. Brief.

An den Herrn von Bonstetten in Kopenhagen.

Valeyres den 12. Jun. 1798. S. 21

Gesinnung des Volks über die Revolution. Haß gegen die Franzosen. Beschwerden der Einquartierung. Fuhrwesen. Indisciplin. Charakter der französischen Soldaten. Schweizer Soldaten. Einfluß auf Moralität. Innere Uneinigkeit.

LIX. Brief.

An Herrn Professor Sander in Kopenhagen.

Biel, den 13. Jun. 1798. S. 39

Valeyres. Grotte von Montcharand. Yverdün. Das Neufchateller Land. Sicherheit des Preußi-

schen Schutzes. Neufchatel. Der See. Anet. Cerlier. Der Bieler See. Die Petersinsel. Rousseau's Haus. Nidau.

LX. Brief.

An die Frau Etatsräthin Brun.

Lauffen, den 14 Jun. 1798. S. 67

Biel. Abschied von den Alpen. Bergwege. Pierre-Pertuis. Münster Thal. Die Bergkluft. Münster. Dalsberger Thal.

LXI. Brief.

An den Herrn Professor Münter in Kopenhagen.

Basel, den 16. Jun. 1798. S. 81

Lauffen. Arlesheim. Dornach. Rheinach. Französische Zollbedienten. Basel. Der Münster. Landkartendruck. Mechelns Cabinet. Deckers Buchladen. Calender. Spatziergänge. Barthelemy. Reunions Versuche. Mayenfels. St. Margarethen. Der Lachsfang. Hüningen.

LXII. Brief.

An den Herrn Obergerichtsrath von Eggers in Schleswig.

Hölle, den 17. Jun. 1798. S. 125

Rheinfelden. Schwarzwald. Lauffenburg. Waldshut. St. Bläsi. Die Hölle.

LXIII. Brief.

An den Herrn Regierungsrath von Eggers in Glückstadt.

Rastadt, den 19. Jun. 1798. S. 142

Das Höllenthal. Falkenstieg. Ebnet. Freiburg. Die katholische Religion. Rückkehr nach Rastadt.

LXIV. Brief.

An den Herrn von Eggers in Meldorf.

Rastadt, den 26. Jun. 1798. S. 150

Melzi's Abreise. Sieyes Durchreise. Papiere der amerikanischen Gesandten. Verfahren gegen die Schweiz.

LXV. Brief.

An die Frau Etatsräthin Brun.

Rastadt, den 2. Jul. 1798. S. 160

Spatziergänge um Rastadt. Die Favorite. Steinmauern. Die große Eiche. Die Rheinau. Blittersdorf. Elsasser Flüchtlinge.

LXVI. Brief.

An den Herrn Professor Hegewisch in Kiel.

Rastadt, den 11. Jul. 1798. S. 184

Conferenzen von Selz. Besitznehmung der Citadelle von Turin. Eroberung von Maltha. Vorzeichen des Krieges. Lage des französischen Directoriums.

LXVII. Brief.

An den Herrn Etatsrath Brun.

Rastadt, den 31. Jul. 1798. S. 195
Wohlthätigkeit der Bäder. Gesunde Luft von Baden. Wirkungen des Wassers. Geselligkeit. Sonntagsgesellschaften. Spatziertouren. Schauspiel. Tanz. Spiel.

LXVIII. Brief.

An den Herrn Professor Ehlers in Kiel.

Rastadt, den 19. Aug. 1798. S. 210
Falsche Nachricht von Buonaparte's Niederlage. Haß gegen die französische Regierung. Uebermuth bei den Rastädter Verhandlungen. Zurechtweisung der Deputation. Schleifung von Ehrenbreitstein.

LXIX. Brief.

An den Herrn Professor Hegewisch in Kiel.

Rastadt, den 20. Septbr. 1798. S. 224
Erfolg der Unternehmung gegen Egypten. Neue Forderungen an die Deputation. Nachricht von der Schlacht bei Abukir. Wahrscheinliche Folgen.

LXX. Brief.

An den Herrn Professor Sander.

Pfalzgrafenweiler den 25. Sept. 1798. S. 240
Das Murgthal. Vorbach. Reichenbach. Der Kniebis. Freudenstadt. Pfalzgrafenweiler.

LXXI. Brief.

An den Herrn von Bonstetten in Kopenhagen.

Stuttgart, den 27. Sept. 1798. S. 271

Dainach. Kalw. Der Kalenbacher Steig. Liebenzell. Bahlhof. Weilerstadt.

LXXII. Brief.

An den Herrn Kanzeleirath von Eggers in Kopenhagen.

Stuttgart, den 29. Sept. 1798. S. 305

Stuttgart. Schloß. Herzog Carl. Kunstgeschmack. Bibliothek. Bibelsammlung. Carlsschule. Schauspiel. Stände. Regierung. Militär. Wohlstand. Kultur.

LXXIII. Brief.

An den Herrn Professor Münter.

Tübingen, den 30. Sept. 1798. S. 332

Bevölkerung von Würtemberg. Produkte. Finanzen. Münze. Beschaffenheit des Landes. Gegend von Stuttgart. Ludwigsburg. Das Schloß. Die Gallerie. Der Park. Das Opernhaus. Manufacturen. Moser.

LXXIV. Brief.

An den Herrn Obergerichtsrath von Eggers.

Hirrlingen, den 1. Oct. 1798. S. 337

Weinsteig. Hohenheim. Tübingen. Der Osterberg. Observatorinm. Bergreisen. Karte von

Würtemberg. Universität. Allgemeine Zeitung, Schöppenstuhl. Hofgericht. Narbonne.

LXXV. Brief.

An den Herrn Regierungsrath von Eggers in Glückstadt.

Schaffhausen, den 4. Oct. 1798. S. 375

Rothenburg. Hirrlingen. Feldwirthschaft. Zollern. Tuttlingen. Der Tuttlinger Berg. Engen.

LXXVI. Brief.

An den Herrn von Bonstetten in Kopenhagen.

Zürch, den 6. Oct 1798. S. 388

Schaffhausen. Der Rheinfall von Lauffen. Ansicht von Neuhausen aus. Animans Cabinet.

LVII.

Valeyres, den 11. Jun. 1798.

Hinter den Bergen, welche das Thal dû Lac de Joux einschließen, liegt die schöne, hohe Gegend des Pays de Vaud, die zu den gesündesten und angenehmsten der Schweiz gehört. In diesem Strich ist Bonstetten's freundliche Sommerwohnung, von der ich Dir einst eine so lebhafte Beschreibung machte.

Bei Pont geht der Weg gleich links herum. Man hat freilich auch einen Weg zur Rechten; er ist aber weit beschwerlicher. Bis Valeyres sind fünf Stunden; über den Dent de Vaullon sechs Stunden.

Zuerst kömmt man auf einen mit Holz bewachsenen Berg. Von der Höhe gewährt das

Thal und der Lac de Joux eine schöne Aussicht. Nach vorne beschränken höhere Berge den Horizont. Doch hätte ich ohnehin nichts sehen können. Der Nebel war so stark, daß sich weder Berg noch Baum unterscheiden ließen.

Dann geht der Weg auf dem weiten Bergrücken fort. Hier sind allenthalben Alpen und Sennwirthschaft. Einige der Berge gehören Gemeinheiten, andere Privatpersonen. Diese haben ihre eigenen Hirten; oft sechs bis acht einen gemeinschaftlich.

Die Hirten leben den ganzen Sommer auf den Alpen, vom Junius bis im September und Oktober. Sie wohnen in den Sennhütten mit ihren Familien. Aber meistens sind sie unverheirathet. Es sind junge Bursche, die hier sich etwas erwerben, bis sie nachher eine Wirthschaft antreten. Weiber findet man selten auf den Bergen, wenn die Hirten nicht ganze Familien sind.

Du glaubst leicht, daß ich das erste Chalet nicht vorbei gieng. Aber auch hier fand ich nicht, was ich nach Rousseau's Julie erwartete.

Es sind ziemlich große Gebäude von Holz. Auch die Dächer sind von Holz. Das Haus enthält einen Stall zu 24 bis 30 Kühen. In der Mitte ein Gang zur Ableitung des Wassers und Abführung des Düngers. An der anderen Hälfte derselben Seite ist eine große Schlafkammer. In der Mitte ist die sehr geräumige Küche. Schornsteine giebt es nicht. Man bedient sich einer kleinen Grube in der Erde um Feuer zu machen. In der Küche sind die Käsepresse und die Gefäße, worein die Milch gegossen wird. An der anderen Seite der Küche liegen die Käsekammern, wo die fertigen Käse mit bretternen Hüllen, eine über die andere, aufbewahrt werden. In der Milchkammer steht der Rahm und die Milch, die man zu verschiedenem Gebrauch bestimmt.

Alle Gefäße sind von Holz. Durchaus herrscht die größte Reinlichkeit. Sie waschen und striegeln ihre Kühe regelmäßig. Auch giebt man ihnen mehr Salz, als in andern Ländern. Verständige Oekonomen versichern mich, diese Behandlung trage viel bei zu der Menge und Güte der Milch. Die Theorie redet so sehr dafür, daß ich nicht daran zweifle. Aber unsere Dienstboten wird man nicht leicht an diese Ordnung gewöhnen. So viel ich weiß, wird sie in Sachsen ebenfalls nicht befolgt, obgleich viele Landwirthe sie dort schon längst anpriesen.

Indeß können auch unsere Dienstboten nie so sehr für ihr Vieh sich interessiren, als diese Schweizer Hirten. Wir müssen in unsern Forderungen billig seyn. Nur ein lebhafteres Interesse macht den Menschen aufgelegt zu gewissen beschwerlichen Geschäften, wo es keine Controlle giebt, als eigenen Eifer.

Der Grund dieser Theilnehmung ist bei den Schweizer Hirten mehr noch Gewöhnung als

eigener Vortheil. Sie leben auf ihren Weiden, getrennt von der menschlichen Gesellschaft, eingeschränkt, beinahe auf ihre Gefährten und ihre Heerde. So concentrirt sich auch ihre Thätigkeit nur auf die Sorge für diese. Bei ihrer einfachen Lebensweise unterbrechen weder Leidenschaften noch Zerstreuungen ihr tägliches Geschäft. Sie gewinnen es lieb. Der Mensch muß sich an etwas hängen. Ihre ganze Lage, man kann sagen, die Natur selbst, in der sie leben, trägt dazu bei, sie an ihre Heerde zu knüpfen. Die Kühe kennen alle ihre Stimme, wenn sie sie rufen. Sie gehen, jede an ihren Platz, wenn ihnen der wohlbekannte Ton von ferne schallt. Selbst die Stiere gehorchen ihnen ziemlich. Und Du solltest hören, mit welcher Neigung diese einfachen Menschen von ihrem Stande reden. Sie leben so vergnügt auf den Bergen. Gutes und Ungemach theilen sie mit ihren Kühen. Ihre Speisen sind Milch, Rahm, Käse. Brod essen sie selten; fast nur Bissenweise. Fleisch speisen sie nur an festlichen Tagen. Wein trinken sie nie, als wenn

sie in die Thäler kommen. Die wirthschaftlichen Geschäfte theilen sie unter sich. Abwechselnd sind einige in der Hütte beschäftigt; andere im Freien. In den großen Sennhütten im Canton Bern sind 6 bis 8 Bursche. Jeder hat funfzehn Kühe zu besorgen. Die Kühe werden eingelassen, um gemolken zu werden. Dann gehen sie wieder auf ihre Weide.

Aber die Reinlichkeit in allem, was sich auf Kühe und Milch bezieht, fand ich nicht eben so bei den Personen. In dem Chalet, das ich besuchte, waren sogar die Weiber auffallend schmuzig und unsauber gekleidet. So hatte ich sie mir nicht gedacht, als ich zuerst in der Julie von den Chalets las. Sonderbar genug, daß Menschen an sich selbst vernachlässigen, was sie zum höhern Wohlseyn des Viehes unentbehrlich halten.

Kultur haben diese Aelpler gewiß nicht so viel, als die Bauern im nördlichen Deutschland. Sie mögen in der Landwirthschaft eben

so gut, als jene nachdenken: mögen sie vielleicht übertreffen im Gefühl für die Schönheiten der Natur. Aber an eigentlicher Bildung des Gei-
stes, an Weltkunde, so weit sie auch diese Klas-
se sich erwerben kann, stehen sie jenen nach. Du darfst nicht erwarten, Gesners Idyllen in einem gewissen Grad realisirt zu sehen. Er hat die Menschen so sehr verschönert, daß man sie nicht in der Wirklichkeit wiederkennt. Viel-
leicht machten es seine großen Vorgänger Theo-
krit und Virgil eben so. Wenigstens scheint mir, da ich die Alpenhirten aus Erfahrung ken-
ne, ihr wahrer Stand weit begreiflicher, als der, welchen die Dichter für sie schufen. Aber auch das kann ich mir sehr gut erklären, daß fein fühlende Menschen diese schönen Gegenden mit solchen Bewohnern besetzten, wie wir sie in ihren Darstellungen finden.

Nur einen Sittenzug bilden diese Schilde-
rungen getreu nach der Natur — die Vater-
landsliebe. Es ist nicht möglich, eine stärkere Anhänglichkeit an den heimischen Boden

zu haben, als die Schweizer Bergbewohner. Sie thun es darin den Bewohnern der Thäler noch weit zuvor. Daher die magische Kraft des Kuhreihens. Du weißt, abwesende Schweizer werden oft von dem Heimweh überfallen, das bei ihnen mehr, als bei irgend einer Nation, wahre Krankheit ist. Besonders ergreift sie diese heftige Empfindung, wenn sie den Kuhreihen hören. Nichts erinnert sie so lebhaft an die geliebten vaterländischen Gefilde, als dieses den Schweizern einzig eigene Lied. Dieß ist ganz in der Natur der Vaterlandsliebe. Je ausgezeichneter die physische und sittliche Lage des Landes, desto stärker die Anhänglichkeit. Wir finden sie nicht bloß bei dem Schweizer, dessen Berge so viele Naturschönheiten darbieten, so manche Vorzüge des häuslichen Lebens. Auch die Bewohner von Grönland lieben ihr Vaterland über alles, so wenig Reizendes es für uns haben mögte. Vielleicht erhielt das Heimweh den Nahmen der Schweizerkrankheit nur deswegen, weil wir öfterer in dem Fall sind, die Symptomen bei Schweizern

zu beobachten. So viele Schweizer in fremden Kriegsdiensten haben diese Erfahrungen in allen Ländern verbreitet. Es giebt die auffallendsten Beispiele von den Wirkungen dieser Sehnsucht. Unter den französischen Schweizerregimentern kostete sie manchem Soldaten das Leben; mehrere brachten sich selbst um. Darum wandte man, um vorzubeugen, eine Strenge an, die an Härte gränzt. Es war bei schwerer militärischer Strafe verboten, den Kuhreihen anzustimmen.

Ich hörte ihn in diesen Bergen zum erstenmal; aber ich glaube, man muß selbst Schweizer seyn, um das Anziehende darin zu finden. Auch gestehe ich Dir, die Lebensart dieser Hirten scheint mir das nicht zu seyn, was so viele daraus machen. Sie führt unstreitig zu einem eingeschränkteren Sinn, als das Leben des Ackermanns. Oft genug triffst Du auf den Alpen einsame Wohnungen, wofür man schaudern mögte. Nicht weit von jener Sennhütte stand in einem Thale, ringsum von Bergen

umschlossen, ein einzelnes Haus. Hier lebt die Familie, die es bewohnt, von der ganzen Welt getrennt. Im Sommer mag das hingehen. Aber welche Lage im Winter, wenn der Fleck so eingeschneiet ist, daß fast alle Gemeinschaft mit andern unmöglich wird. Eine solche Einsamkeit mag sich der gebildete Mann wünschen, der von der Welt scheidet, mit allen Mitteln seinen Geist zu beschäftigen, und seine äußere Lage sich zu erleichtern. Der ungebildete kann unmöglich glücklich darin seyn, weil ihm gesellige Mittheilung wahres Bedürfniß ist zur Erreichung seiner Bestimmung.

Bald nachher kam ich den Berg herab, nahe am Fuß des Vauillon vorbei. Dieser Berg ist einer der höchsten des Jura, 3442 Fuß über den Genfer See. Er zeichnet sich vor andern aus durch seine konische Gestalt. Von der Spitze übersicht man auf der einen Seite die Alpenkette, auf der andern den Jura und die schönen Thäler zwischen seinen Bergreihen. Hinter dem Vauillon liegt ein Thal,

das nach ihm benannt ist, in eben der Richtung, als der Lac de Joux, aber etwas niedriger.

Es giebt in diesem Strich noch einen anderen merkwürdigen Berg, Mont tendre, weiter links nach dem Pont zu. Er gewähret wegen seiner günstigeren Lage noch schönere Aussichten, als der Vauillon.

Nun führt der Weg über verschiedene kleinere Bergrücken in das Orbe-Thal. Der Graswuchs ist hier allenthalben üppig. In den Thälern, die man mähet, war das Heu schon längst geborgen. Die erste Heuerndte fieng den 28. Mai an. Sie dauert bis in die Mitte des Junius. Die Schweizer schneiden ihr Heu früh Morgens etwa von 3 bis 10 Uhr. Das Heu ist dann weicher und besser zu mähen. Abends wird es gewandt zu kleinen Haufen. Am folgenden Morgen fährt man es schon ein. Gewöhnlich trocknet die Sonne es in dieser Jahrszeit in zwei Tagen. Man setzt es viel-

fältig in Rokken, in der Mitte mit einem Schornstein, um die Luft durchziehen zu machen. Auch das Korn schneiden die Schweizer mit der Sense wie das Heu.

Val-Orbe ist eines der schönsten Thäler des Pays de Vaud. Es liegt in eben der Richtung als das Thal du Lac de Joux und das Thal von Vauillon, aber wieder etwas tiefer als dieses. Die Orbe durchströmt es; am Ausgang des Thals, wo sich die Gegend erweitert, fällt sie in die Thiele. Das Thal ist nur eine Stunde lang und sehr schmahl. In diesem kleinen Strich wohnen vierzehnhundert Menschen.

Ich kam zu einem einzelnen Hause ungefähr in der Mitte des Thals. Hier nahm ich einen Wegweiser, um die Quelle der Orbe zu sehen. Zu spät sagte man mir, ich hätte gerade vom Dent de Vauillon ab dahin gehen können. Dieser Weg geht über den Mont Cyr der nach seiner besondern gelben Farbe benannt ist. Man darf ihn aber nicht machen, ohne

einen sicheren, der Gegend völlig kundigen Führer.

Die Quelle der Orbe nennt man den Ort, wo sie wieder aus der Erde hervorkömmt, nachdem sie eine halbe Meile weit durch unterirdische Kanäle fortgelaufen ist. Man hat von dem einzelnen Hause ab eine starke halbe Stunde. Die Gegend ist romantisch wild. Schon von ferne hörst Du den Fluß gewaltsam über die Steine fortrauschen. Das Thal wird sehr schmahl, ringsum von Bergen mit Wald umschlossen. Die Krümmungen der Berge entziehen rückwärts alle Aussicht auf das weitere Thal. In der Nähe sind nicht einmal Weiden. Man sieht nichts als Waldung und nackte Felsen. Wie man dem Fluß näher kömmt, erscheint er schwarz. Die Steine, die sein Bett ausmachen, sind alle schwarz. Mehrere von ihnen sind von beträchtlicher Grösse. Diese Farbenmischung erhöhet die Wildheit des Anblicks.

Die eigentliche Quelle ist ein Bassin in einem schrofen Felsen. Dieser Felsen ist jetzt bis an die Spitze nacktes Gestein. Ehedem war er oben mit Holz bewachsen; aber man hat es weggehauen. Die Ründung des Bassins mag etwa 6 Fuß betragen; die Breite 3 bis 4 Fuß. Hier fließt das Wasser ganz sanft, und fast unmerklich aus dem Boden hervor. Man sieht nichts, als die äußerst gelinde Bewegung des Wassers. Hier ist es 10 Fuß tief. Gleich seitwärts zur Linken stößt es sich an einen Stein. Dann stürzt es sich aus dem Bassin schon sprudelnd unmittelbar über Steine weg. So rollt das Wasser abhängig längs dem Felsen.

Das Glück wollte mir so wohl, daß ich ganz nahe heran treten konnte. Nur bei niedrigem Wasser ist dieß möglich. Wenn das Wasser hoch ist, so wird auch das Bett überschwemmt. Man kann es dann nur von weitem betrachten. Von der rechten Seite, nämlich von der nach dem Vauillon zu, wo man herkömmt, kann man ohne große Beschwerde heran treten.

Aber um die Ründung herum auf der linken Seite darf man sich nicht wagen, ohne einen sicheren Führer. Sonst sieht man das Quellen des Wassers am besten auf der linken Seite. Besonders wird es hier deutlich, daß das anscheinende Sprudeln des Wassers in dem Bassin nur von dem Stoß an dem Stein zur Seite herrührt.

An der rechten Seite ist etwas weiterhin ein schöner Rasenplatz. „Hier pflegten sonst", sagte mein Führer, „die reisenden Engländer zu „essen. Sie ließen sich ihre Mahlzeit aus der „benachbarten Stadt bringen, und bezahlten „alles so reichlich, die guten Herren." Freilich ist das reichlich zahlen ein Hauptgrund zur Empfehlung der Engländer. Aber sie machen sich bei den Schweizern nicht minder beliebt durch regeres Gefühl für die Schönheiten der Natur. Engländer sind es vorzüglich, die alle Merkwürdigkeiten in der Schweiz hoben und auch in andern Ländern bekannt machten. Ihr Geschmack in der Gartenkunst ließ sie vor

anderen so manche interessante Lage aufsuchen. Vielleicht trug nachher Partheilichkeit für das Urtheil ihrer Landsleute dazu bei, ihren Enthusiasmus zu erhöhen. Es war in den letzteren Jahren vor der Revolution bei den reichen Engländern Nationalsitte, nach der Schweiz zu reisen und die Schweiz zu bewundern. Auch unter anderen Reisenden hat sich der Sinn für die Naturschönheiten in der Schweiz sehr verbreitet. Wirklich giebt es nicht leicht ein Land, das ihn so ausbilden kann, als die Schweiz. Sie hat eine Mannigfaltigkeit von Gegenden, die jedem verschiedenen Gefühl reichen Genuß gewährt. Schon während meiner kurzen Reise bin ich durch eigene Erfahrung vollkommen davon überzeugt. Ich fand so manche anziehende Gegend, die von anderen Reisenden nicht bemerkt ward. Wie viele, die nach mir reisen, werden Beobachtungen machen, die mir entgiengen.

Von der Quelle der Orbe nahm ich meinen Rückweg an der linken Seite. Mein Führer verkündigte mir die Beschwerden; aber er ver-

sicherte,

sicherte, daß jetzt keine Gefahr wäre. Wir giengen etwas höher hinauf, um der Waldbäche willen. Diese Bäche ergießen sich von der Spitze der Felsen herab in den Fluß. Wenn es stark geregnet hat, sind sie sehr reißend. Jetzt waren sie noch nicht gefährlich. Dennoch ward ich unwillkührlich gebadet. Der Führer glitt in einer Fuhrt. Er zog mich mit sich, da er mich an der Hand hielt. Sogleich riß uns der Strom fort. Wir klammerten uns, ich wenigstens, nicht ohne Mühe wieder an Felsstücke an, und erreichten so den festen Boden. Aber ich empfand weiter keine Beschwerden. Die wohlthätige Wirkung der fortgesetzten Bewegung macht solche kleine Unfälle auf Fußreisen ganz unschädlich.

Diese Bäche beleben die Gegend, und befördern sehr die Fruchtbarkeit. Einer von ihnen hat eine besonders fruchtbringende Kraft. Die Wiesen, die er bewässert, haben das schönste, üppigste Gras.

An dieser Seite liegt auch die berühmte Feen-Grotte, etwa 20 Minuten von der Quelle der Orbe seitwärts in einem Berge. Diese Höle, eine der merkwürdigsten der Schweiz, geht über 200 Schritt weit in den Felsen mit mancherlei Krümmungen und Nebengängen. Sie hebt sich beträchtlich. Schon der Eingang ist über den Weg erhaben. Man kann nicht immer hinein gehen. Denn es ergießt sich ein Bach daraus, gleich bei dem Eingange, der sehr reißend ist, wenn er anschwillt. Auch muß man mehrere Lichter bei sich haben. Weil wir uns nicht damit versehen hatten, konnte mein Führer mich nicht weiter als bis an den Eingang bringen.

Von dem einzelnen Hause ist noch eine Viertelstunde bis zu der Reihe Häuser, die man Vallorbe nennt. Man verfolgt immer den Fluß. Ungefähr eine Viertelstunde von der Quelle an wird das Thal etwas weiter und sehr fruchtbar und belebt. Das Wasser treibt eine Menge Amboße, welche sehr gute und wohlfei-

le Schmiedearbeit liefern. Die Häuser sind sehr gut gebauet.

Valeyres ist noch drei Stunden von Vallorbe. Am Ende des Thals kömmt man zur Linken einen hohen mit Wald bewachsenen Berg heran. Ich stand stille an einem Ort, wo im Abgrund, wenigstens 80 Klafter tief, ein wildes Wasser unter meinen Füßen rauschte. In der ganz einsamen Gegend machte das Geräusch doppelten Eindruck. Von der Höhe ist eine trefliche Aussicht rückwärts über Vallorbe und die umliegenden Höhen. In der Ferne sieht man auch über den Lac de Joux weg auf die Berge, welche das Thal umgeben.

Auf dem Abhang dieses Berges fällt der Weg in die große Landstraße, die von Yverdon nach Bourgogne führt. Man kömmt nach Balayes, einem Dorf, eine Stunde von Vallorbe. Von diesem Dorfe an geht es allmählig bergab, doch bleibt man in einer hohen Gegend.

Jetzt befand ich mich in einer ganz anderen Gegend. Seit Lille zwischen Aubonne und dem Lac de Joux war ich fünf Stunden lang immer in einer mehr oder weniger wilden Landschaft. Bei Balayes wird sie sanft und heiter. Man sieht Kornfelder, Weiden an bequemen Bergrücken. Nur hie und da giebt es kleine Flecken Holz. Große Aussichten giebt es nicht mehr. Zur Linken ist meistens eine sanfte Erhebung, welche die Aussicht beschränkt. Zur Rechten streckt sich am Fuß des hohen Weges ein langes, reizendes Thal. Auch hier wird der Gesichtskreis beschränkt durch Anhöhen, die an die Neufchateller Berge stoßen. Zuweilen öfnet sich doch links eine Aussicht auf ein, wiewohl kleineres Thal zwischen Bergen. So geht es auf der treflichsten Straße fort. Man kömmt noch durch Rignerolles, ein großes Dorf, eine starke Stunde von Valeyres. Von dem Hügel vor diesem Dorfe ist eine besonders schöne Aussicht, immer in dem Stil einer sehr angebaueten, mäßig weiten Gegend.

LVIII.

Valeyres den 12. Jun. 1798.

Ich schreibe Ihnen aus Ihrem eigenen Hause, mein lieber Bonstetten, aus Ihrem freundlichen Cabinet, an Ihrem Arbeitstische. Sie mögen urtheilen, mit welcher Empfindung ich Ihnen meine letzteren Beobachtungen über den Einfluß der Revolution vorlege.

Kaum haben Ihre unglücklichen Landsleute die Früchte der Revolution drei Monathe lang genossen, und schon ist die Binde von den Augen gefallen. Die unendlich überwiegende Mehrheit war der Revolution ohnehin nie geneigt. Eben in Ihrem Canton muß die entschiedenste Anhänglichkeit an die Regierung im Ganzen geherrscht haben. Ich sage im Ganzen. Einige mißvergnügte Schreier findet man unter allen Regierungen. Auch im Canton

Bern gab es dergleichen. Aber ihre Anzahl steht in keinem Verhältniß mit den Loyalisten. Wer die Stimmung des Volks schildern will, kann sicher den Bernern dieß Zeugniß nicht versagen. Man äußert sich auch jetzt darüber ohne Hehl. Das vielfältige Ungemach der Revolution wird so allgemein empfunden, daß es den Genuß der unläugbaren Vortheile weit überwiegt. Nur wenige können für diese Sinn haben: sie beruhen auch großentheils noch mehr auf Hoffnung, als auf Wirklichkeit. Aber unter dem Druck der Leiden seufzen alle: heimlich sogar die, welche ihr Interesse dabei finden, die Revolution zu preisen. Sie hören selbst im Waadtlande hundert Stimmen, welche die Revolution verwünschen, gegen zehn, die sich noch öffentlich dafür erklären. Und unter diesen lassen sich bei den neunen bestimmte Ursachen angeben, die ihre Gesinnungen sehr verdächtig machen. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich annehme, daß nur einer unter hundert Einwohnern noch aufrichtig der Revolution anhängt, weil er auf endliche gute Folgen rech-

net. Die übrigen sind von ihrem Glauben zurückgekommen. Bis auf die wenigen Frevler noch, die um eigener Vortheile oder aus blinder Leidenschaft ihr Vaterland in das Verderben stürzten, gestehen jetzt die meisten Vertheidiger der Revolution, daß ihre Erwartungen nicht erfüllt sind, daß die wirklichen Uebel die gehofften Vortheile weit übertreffen. Furcht oder falsche Schaam hält noch manchen zurück, dieß laut zu sagen, aber auch diese lassen doch ihre Gesinnungen leicht genug errathen. Höchst traurig, daß sie zu dieser Ueberzeugung erst durch eine Erfahrung gelangten, die dem Lande so viel kostete. Wären die Schweizer, früher gewitzigt durch die Ereignisse in allen benachbarten Ländern, taub gewesen gegen die ersten Eingebungen des Revolutionsschwindels, so hätten die Franzosen sie wahrscheinlich mit ihrer Pandoren-Büchse verschont. Die große Zahl der bloß verleiteten betrauert jetzt ihren Irrthum, und sieht angstvoll der Entscheidung ihres Schicksals entgegen. Es ist rührend, wie sie auf alle Weise ihre Reue an

den Tag legen. Zwar in diesen Gegenden des Pays de Veaux zählte die Revolution selbst in ihren Anfängen nie viele Anhänger. Aber auch diese wenigen sind gänzlich bekehrt. Sie vereinigen ihre Stimmen mit denen, die es nie Hehl hatten, daß sie sich bei der ehemaligen Verfassung glücklich fühlten. Unter den Landleuten, wie in dem gebildeteren Zirkel in Valeyres, seufzt man bei der Betrachtung der jetzigen Lage. Von der ehemaligen spricht man mit der wärmsten Anhänglichkeit; aber zugleich in dem gelassenen Ton, der den Fremden desto mehr zum Mitleiden auffordert, da er jeden Gedanken an eine jetzt strafbare Widersetzlichkeit entfernt. Diese Gesinnung äußert sich bis in allen Kleinigkeiten. So reden die Landleute noch immer von ihren ehemaligen gnädigen Herren in Bern. Sie geben fortdauernd ihnen und ihren Familien die gewohnten Titel. Dieß ist nicht Trotz, nicht Auflehnung gegen das Gesetz, das auch in der Schweiz den Bürgernahmen allgemein gebietet. Die guten Leute wollen nur auch dadurch an den Tag legen,

wie sehr sie in ihrer Liebe und Dankbarkeit verharren. Ich darf diese Züge nicht weiter ausmahlen, um Ihrer Empfindung zu schonen. Aber indem Sie eine wehmüthige Thräne fallen lassen, fühlen Sie doch auch ganz das Tröstende, das darin liegt.

Noch mehr erhöhet die Abneigung gegen die Revolution der Widerwille gegen ihre bewaffneten Apostel. Die Schweizer sehen in den Franzosen nur ihre Unterdrücker. Sie mögen die alte Verfassung zurückwünschen, oder die neue sichern wollen, so sind sie doch immer darin einverstanden, die französische Regierung zu verabscheuen. Jetzt zweifelt niemand mehr daran, daß die Revolutionirung der Schweiz bloß ein Mittel der Plünderung war. Die Vorspiegelungen in den Proclamationen täuschen niemand, sie vermehren nur, als beleidigender Spott, den allgemeinen Unwillen. Indem man die Handlung, unter der man leidet, verwünscht, wirft sich der bitterste Haß auf die Urheber. Es ist nur zu natürlich, daß die Schweizer bei

der Behandlung, die sie jezt von den Franzosen erleiden, die ganze Nation hassen. Eben seit der Revolution scheint die Nation die Frevelthaten ihrer Machthaber weit mehr gut zu heißen, als während der monarchischen Verfassung. Sie hören daher, wo man glaubt, mit Sicherheit reden zu können, das lauteste Geschrei gegen die Franzosen. Zwingt gleich die Uebermacht die Unzufriedenen, es bei bloßen Klagen bewenden zu lassen, so glimmt doch die verbissene Wuth desto stärker unter der Larve der Nachgiebigkeit. Nur an Anführern fehlt es, um in der Schweiz die Szenen zu erneuern, wodurch die feurigeren Italiäner unter ähnlichen Umständen sich von dem Joch zu befreien suchten.

Auch treffen so manche zufällige Umstände zusammen, den Schweizern den Druck noch weit empfindlicher zu machen, als er schon an sich ist.

Ihre glücklichen Landsleute kannten seit Jahrhunderten keine Einquartierung. Voll

kommen Herr in seinem Hause, öffnete der Schweizer seine Thür nur dem gebetenen Gast oder dem bedürftigen Fremdling. Jetzt muß er bei sich die Menschen aufnehmen, die ihm seine Verfassung umwerfen, ihm eine andere aufdringen, ihm zum Lohn ihrer Bemühung Geld und Produkte abzwingen. Er muß diese Menschen mit seiner Familie leben lassen, muß in ihrer Gesellschaft mit Kummer sein Brod essen. Nicht bloß die Sparsamkeit wird dadurch verwundet, die ein Hauptzug in dem Character der Schweizer ist; sie müssen auch von den ungebetenen Gesellschaftern manche Unart dulden, manchen übermüthigen Hohn. Dieser Aerger wird desto heftiger, weil man ihn immer verbeißen muß. Wenn die armen Schweizer einmal reden dürfen, so sieht man es ihnen genug an, wie tief sie auch diesen Zwang empfinden.

Neben der Einquartierung müssen sie noch höchst beschwerliche Fuhren leisten. Die französische Armee in der Schweiz marschirt wahrlich nicht so, wie auf ihren ersten Eroberungs-

zügen. Zwar die Soldaten gehen; sie haben auch nicht viel Gepäck. Aber die Generale und die Commissairs! Es ist erstaunend, wie viele Wagen gebraucht werden, sie fortzuschaffen. Sie glauben sich nicht zu der mindesten Mäßigung verpflichtet. Der eingewurzelte Aristocratismus der Schweizer kann immer nicht genug bestraft werden. Darum müssen die Schweizer auch Maitressen in Kutschen herumführen, und Gott weiß, was alles für Bedürfnisse des weichlichen Lebens. Mehr als einmal sah ich bei solchen Transporten die bittersten Thränen fließen. Ich finde die Neigung der Schweizer für ihr Vieh gerade, wie Sie mir sie schilderten. Es ist nicht möglich, sein Pferd sorgfältiger zu pflegen, als es in der Regel der Schweizer thut. Desto schmerzhafter ist es ihm, wenn er seine Pferde, deren er selbst so sehr schont, für die verhaßten Franzosen übermäßig anstrengen muß. Oft genug erlaubt man ihm nicht einmal, sie auf die gewohnte Weise zu füttern. Man zwingt die Wagen, der Armee mehrere Tage zu folgen, ohne sich

darum zu kümmern, wie sehr die Nahrung des Eigenthümers darunter leiden möge. Begreiflich sind solche Gewaltthätigkeiten im Kriege unvermeidlich; aber die Lage der Franzosen in der Schweiz macht sie wahrlich nicht nothwendig. Bei der mindesten Aufmerksamkeit der Generäle müßte es ihnen leicht werden, der Einwohner in einem Punkt zu schonen, der ihnen so empfindlich ist. Aber von dieser Rücksicht sind sie weit entfernt. Sie beklagen gewöhnlich das Schicksal der Schweiz, und tadeln laut genug das französische Directorium, ohne daß man in ihren Handlungen die mindeste Frucht davon sieht.

Ueberhaupt ist die Disciplin der französischen Soldaten in der Schweiz auf keine Weise musterhaft. Sie erlauben sich Gewaltthätigkeiten aller Art. Die Offiziere selbst nehmen es in den meisten Fällen nicht strenge. Vielleicht trägt eben das Beispiel der Regierung dazu bei, daß sich jeder mehr nachsieht. Das Land wird vollkommen behandelt als eine gute

Prise. Dabei glauben sie nicht sich an die Behutsamkeit gebunden, die oft die Fortdauer des Krieges noch nöthig macht. In der Schweiz haben die Franzosen keinen Feind, keinen Widerstand, keinen Ueberfall zu fürchten. Hier fallen die meisten Gründe weg, die sonst die Disciplin nothwendig machen. Alle ihre Bande erschlaffen. Enthält man sich gleich unmittelbarer Räubereien, so schreibt man desto unbedenklicher Requisitionen aus. Auf die Weise bereichern sich Generale und Commissaire mit ihren Helfershelfern. Offiziere und Soldaten lassen sich damit genügen, wohl zu leben, und sich für ihre Person mit allen Nothwendigkeiten zu versehen. Ahndung der Regierung würde man auch bei keinen Ausschweifungen fürchten. Das Betragen des Directoriums gegen die Schweiz authorisirt jede Erpressung der Armee.

Auch der Charakter der französischen Soldaten trägt dazu bei, den Schweizern ihre Gegenwart verhaßt zu machen. Die nationale

Leichtigkeit verläugnet sich selbst bei den Kriegern nicht. Mehrere Soldaten, die alle Feldzüge mitgemacht hatten, versicherten mich, dieser muntere Ton herrsche unter ihnen im Felde, wie im Quartier. Mitten unter ihren kleinen Echecs behielten Offiziere und Soldaten ihre gute Laune; desto eher fesselten sie das Glück. Aber in friedlichen Quartieren ist diese Stimmung deh Wirthen nicht immer angenehm. Sie führt gewöhnlich zu einem Muthwillen, der nur dem gefallen kann, den er nicht trifft. Den Schweizern wenigstens giebt er nur zu oft Anlaß zu gerechter Empfindlichkeit. Ich will nicht einmal des Kontrastes erwähnen, den dieser Ton in manchen Gegenden, fast in der ganzen deutschen Schweiz, mit dem Charakter der Einwohner macht. Auch da, wo man sich sonst gut genug in französische Leichtigkeit findet, wird das Wesen des Militairs widerlich durch die politischen Verhältnisse. Der Einfluß der ungereimten Proclamationen des Directoriums ist ansteckend. Mögen die Soldaten noch so wenig daran glauben, wenn sie dar-

über nachdenken; sie sprechen dennoch nach. Man hört sie reden von der Befreiung der Schweiz, von der Züchtigung der Aristocraten, von der Verbannung des Aberglaubens, wie das Directorium. Und diese Urtheile werden doppelt beleidigend durch den spottenden, wegwerfenden Ton. Selbst Offiziere stimmen ihn nur zu oft an; zumal die, welche keine gebildete Erziehung haben. So entsteht auch bei den Schweizern ein entschiedener Hang, alles von der schwarzen Seite anzusehen. Gewöhnt an häufige, nicht zu verkennende Kränkungen, finden sie den Vorsatz zu beleidigen auch da, wo ihre ungebetenen Gäste nur unüberlegten Einfällen folgen. Selbst das vermehrt den Aerger, daß sie ihn zurückhalten müssen. Man merkt das deutlich genug an ihrer Bitterkeit, wenn sie glauben, sie äußern zu können.

Noch weit empfindlicher ist einem großen Theile der Mitbürger Ihres Cantons das Betragen der Volontaire des Pays de Veaux. Sie gehören meistens zu den ersten Stiftern der Unruhen,

ruhen, die den Franzosen Vorwand gaben, das Land zu überschwemmen. Waren sie gleich nur Werkzeuge, der bloße Tros der Revolutionaire, so machten sie sich doch den Ton ihrer Vorbilder ganz eigen. Wie alle schlechte Copien, übertrieben sie noch ihre Fehler. So wurden sie schon an sich, indem sie ihren vermeinten Beruf erfüllten, eine größere Plage für den friedlichen Landmann, wie für den treuen Anhänger der alten Regierung. Dazu kamen der Einfluß von Leidenschaften, die Wirkungen der Privatverhältnisse. Bürger, die gegen ihre Mitbürger streiten, sind immer härter als Fremde. Diese lüstert nur nach Sieg und Beute: jene verfolgen auch die Person. Bei den Volontairen war das ganz der Fall. Was die französischen Kriegsberichte sagen, sie hätten neben den französischen Veteranen sich durch Tapferkeit ausgezeichnet, bedeutet eigentlich, sie ließen ihre Mitbürger die Wuth des Krieges doppelt fühlen, wenn die Uebermacht ihrer Verbündeten sie ihnen in die Hände gab. Allenthalben hörte ich größere Klagen über diese an-

genommenen Waffenbrüder, als über ihre Meister. Sie mischten in ihr ganzes Betragen mehr Hohn, größeren Muthwillen noch, als die Franzosen. Auf den beschwerlichen Märschen erlaubten sie sich in reichlicherem Maaße alle Zügellosigkeiten, welche die Gelegenheit begünstigt. Und wie oft stießen sie nicht auf einzelne Besitzungen, wo sie einer unartigen Leidenschaft gegen den Eigenthümer ungestraft folgen konnten.

Unstreitig drohet diese Lage Ihrem Canton mit einer schrecklichen Zukunft. Die Erbitterung der Partheien gegen einander wächst fürchterlich durch den Mißbrauch des Sieges. Schon der Ton derer, die jetzt unterliegen, wenn sie irgend klagen dürfen, zeugt von einem festen Entschluß der Rache. Auch die Sieger ahnden ihn. Dennoch lassen sie sich jetzt völlig den Zügel schießen. Es ist, als wollten sie ihre Gegner außer Stand setzen, sich wieder zu erheben. Aber wie wenig vermögen sie es! Wenn die Franzosen aus dem erschöpften Lan-

de abziehen, so steht sicherlich im Canton Bern und selbst im Pays de Vaud die große Mehrheit auf. Nachdem ich jetzt die Stimmung der Menge in dem größten Theil der Schweiz beobachtet habe, bin ich überzeugt, daß nur militärische Macht die Revolution hält. Und dabei läßt sich auch die alte Ordnung der Dinge nicht wieder herstellen. Der Widerstand ihrer Gegner, dann durch Verzweiflung beseelt, würde kaum bezwungen werden. Einmal gegen einander bewaffnet, setzen beide Partheien ihrer Wuth nicht eher ein Ziel, bis Erschöpfung die eine oder die andere zu einer verstellten Unterwerfung nöthigt. Ich wende meinen Blick von den unzählbaren Szenen der Gewaltthätigkeiten, des Jammers, der Verwüstung, die dieser erzwungenen Ruhe voran gehen müssen. Wie könnte ich auch Ihr verwundetes Herz noch mehr zerreißen durch Erinnerungen, die sich Ihnen ohnedieß aufdrängen?

Nur das darf ich Ihnen nicht verschweigen, daß unserer Freundin Ahndung von dem

Verderben der Moralität sich auch durch meine Beobachtung nur zu sehr bestätigt. Der Fluch des Himmels scheint in allen Stücken auf der Revolution zu ruhen. Erst hat die Schweiz sie so kurz gekostet, und schon sieht der aufmerksame Forscher allenthalben die Spuren ihrer unseligen Folgen. Ich will nicht einmal des Umgangs der beiden Geschlechter erwähnen, ob man gleich mich versichert, daß sich hier, zumal in den niedern Ständen, eine auffallend größere Unsittlichkeit zeige. Auch die jetzt so sehr gestiegene Völlerei mag wieder abnehmen, wenn die Menschen zu ihren gewohnten Beschäftigungen zurückkehren, die jetzt ihre Zeit durch revolutionaire Thätigkeit tödten. Aber bleibende Nachtheile fürchte ich von der Schwächung der Anlagen zur Sittlichkeit überhaupt. Der ganze Charakter der Schweizer Revolution ist unmoralisch: die Mittel waren Falschheit, Verrath, Gewaltthätigkeit. Menschen, die in diesem System handeln, können nicht ihre Tugend erhalten. Unwillkührlich verändern sie ihre Grundsätze. Das Beispiel ist ansteckend. Man erlaubt sich,

was der Nachbar gut findet. So kömmt in die Handlungsweise eines ganzen Volks ein Geist der Anmaaßung, des Trugs, der Härte, der bald mehr und mehr um sich greift. Wie sehr auch die Nationaltugenden der Schweizer dem Uebel widerstreben, so ist doch auf die Länge alles zu fürchten. Noch stellt oft eben das angeborne Gefühl Ihrer Mitbürger für Gerechtigkeit einen erfreulichen Kontrast auf mit der revolutionairen Raubgier. Aber was drohen nicht Eigennutz und Partheigeist, indem schon die nicht unbeträchtliche Zahl der Revolutionaire durch Lehre und Beispiel ihm einen unbegränzten Spielraum eröfnen.

Dabei erschlaffen, durch den unaufhaltsamen Gang der Revolution, auf der einen Seite die Bande der bürgerlichen und geselligen Ordnung, und auf der andern die Sorge für Erziehung und Unterricht. So vermindern sich noch alle Kräfte des Gegengewichts in eben dem Verhältniß, wie das Uebel an sich tiefer einreißt und weiter um sich greift. Welche Aussicht für

die Zukunft, mein guter Freund! Was bleibt uns übrig, als der Wunsch, daß die fremde Einwirkung zeitig genug aufhören möge, damit die natürliche Gutmüthigkeit der Schweizer noch den Charakter der Revolution mildern könne. Nur dann dürfen wir hoffen, Ihr armes Vaterland zum Theil von den Nachwehen verschont zu sehen, die andere Länder schrecklicher noch, als die Revolution selbst, drücken.

LIX.

Biel den 13. Jun. 1798.

Valeyres ist ein großes, schönes Dorf, von wohlhabenden, man mögte sagen reichen, Landbauern bewohnt. Man nennt es Valeyres sous Rance, um es von einem andern Valeyres zu unterscheiden.

Ich finde die Vorstellung, die mir Frau Brun von der Annehmlichkeit des Aufenthalts machte, nicht übertrieben. Der ganze Charakter der Gegend ist einladend für hohe, aber ruhige Speculation. Sie mögen sich einen gereiften Staatsmann denken, oder einen Naturforscher, oder einen wohlwollenden Weltbürger — er findet in Valeyres alle Anlagen der Natur, die seinen Beobachtungen zu Hülfe kommen. Die Wohnungen sind bequem: nicht prachtvoll, aber elegant. Die Gegend ist sehr

hoch, die Aussicht weit, die Luft rein. Es scheint, als fordere die Natur Sie zu hohen Gedanken auf; aber weder zu überspannten, noch zu wilden Einfällen. Berge erblicken Sie nur von ferne. Sie sind umgeben von Gegenständen des menschlichen Fleißes und des Genusses des kultivirten Lebens. Fruchtbare Felder, liebliche Gehölze, kräftige Trauben. Man sieht es dem Acker an, daß der Landbau in den Händen verständiger, vermögender Wirthe ist. Der Weinbau wird mit vorzüglichem Erfolg getrieben, obgleich das Clima nicht zu den günstigsten gehört. Man hat weißen und rothen Wein; der letzte besonders gehört zu den guten Schweizer Weinen. Auch habe ich für Abwässerung der Wiesen und für Benutzung des Düngers, besonders des Mistwassers, eine Sorgfalt gefunden, die von ausgezeichneter Einsicht in der Landwirthschaft zeugt.

Diese Gegend ist vor anderen von dem Unwesen der Revolution verschont geblieben. Man kennt sie nur aus den Nachrichten und Erfahrun-

gen anderer Oerter. Französische Truppen sind nie hieher gekommen. Dennoch ist das Volk rings umher sehr aufgebracht gegen die Franzosen. In Valeyres wohnen viele begüterte Familien aus Yverdon, Bern und Genf. Dadurch ist der Preis der Ländereien sehr hoch gestiegen. Der Bauer, der vielen beiläufigen Gewinn daraus zieht, fürchtet durch die Revolution einen Umsturz seiner Wohlhabenheit. Um desto eifriger ist er den alten gnädigen Herren ergeben. Und diese können natürlich keiner Verfassung nach französischer Manier hold und gewärtig seyn. Es entspricht daher allerdings nicht dem in Valeyres herrschenden guten Ton, den Lobredner der Revolution zu machen.

Indes habe ich mich in Valeyres nicht viel um die Politik gekümmert. Meine liebenswürdigen Freunde ließen es sich so angelegen seyn, mich mit den Gegenden bekannt zu machen, daß uns die Zeit unbemerkt vergieng, fast ohne durch trübe Erinnerungen unterbrochen zu werden. Nur des abwesenden Bonstettens

Andenken erregte eine sehnsuchtsvolle Leere. Wir konnten diese reizenden Pfade nicht wandeln, ohne ihn zu vermissen, dessen Rede sonst allen den Genuß der schönen Natur doppelt würzte.

Eine der beliebtesten Promenaden ist die nach dem Gehölz von Vafre auf einer seitwärts liegenden Anhöhe. Von hier sehen Sie über sich einen reizenden Hügel, auf dem die Kirche liegt, etwas seitwärts von Valeyres, doch ungefähr in derselben Linie. Im Thale schlängelt sich ein lieblicher Bach, dessen Wasser vorzüglich klar ist.

Bekannter noch in der ganzen Gegend ist die Grotte von Montcharand. Das Dorf liegt eine starke halbe Stunde von Valeyres. Gegen Süden streckt sich ein schönes Holz die Höhe heran. Zur Rechten hat man mäßig hohe Felsen. Die sogenannte Grotte ist eine sehr weite Hölung in dem Felsen, nach vorne zu ganz offen. Sie ist entstanden durch das Ab-

brechen der Steine, deren man sich zum Bau bedient.

Auf der Höhe führt ein Fußsteig längs dieser Felsenwand. Gegen über liegen gleiche mässig hohe Felsen, abwechselnd mit Wald besetzt. In der Tiefe rauscht die Orbe.

Die Gegend ist romantisch, einsam, etwas wild, aber nicht schrecklich, wie ähnliche Parthien der Schweiz. Hie und da sind Felsenabsätze. Sie sitzen dort sicher und blicken gerade vor Sich in die Tiefe hinab. Auch längs dem Fußwege sind noch einige Aushölungen im Felsen, unter denen Sie wie unter Schwibbögen fortgehen. Der großen Grotte schräg gegen über zeigte man mir eine andere, die weit größer und wilder seyn soll. Man kann sich aber nicht ohne Licht hinein wagen; und darauf waren wir nicht eingerichtet.

Von Montcharand kommen Sie nach einer halben Stunde wieder in das Thal von Vallorbe. Dann haben Sie noch anderthalb Stun-

den in einem reizenden Thale bis Romain-Moutiers. Durch das Thal fließt der liebliche Bach Nozon. In der ganzen Gegend herrscht sehr viel Industrie und Wohlstand. Romain-Moutiers ist ein großes, sehr gut gebauetes Dorf. Hier wohnte ehemals ein Vogt, dessen Vogtei die einträglichste im Pays de Vaud war. Gewöhnlich pflegt man in Romain-Moutiers zu übernachten, wenn man von dieser Seite her den Dent de Vaulion besteigen will. Sie haben nur zwei Stunden guten Weg.

Bis Yverdün sind zwei Stunden von Valeyres. Der Weg ist beinahe eben wie vor Valeyres. Man kömmt durch die Dörfer Mattu, Souzeve eine Stunde von Valeyres, und Treicowan. Die Stadt Orbe bleibt rechts liegen. Von einer Höhe hinter Treicowan haben Sie eine schöne Aussicht auf Yverdün und den Anfang des Neufchateller Sees.

Yverdün ist eine gut gebauete, sehr angenehme Stadt, eine von den schönsten der Schweiz. Sie war schon den Römern bekannt. Seit vielen Jahren wurden hier römische Alterthümer ausgegraben. Die merkwürdigsten derselben zeigt man auf der öffentlichen Bibliothek. Sehr angenehm sind die Gärten und die Spaziergänge am See. Der Boden ist fruchtbar; größtentheils ergiebiges Kornland.

Der gesellige Ton in Yverdün gehört mit zu den vorzüglichsten. Man spricht hier besonders gut französisch. Sie finden alle Vortheile der französischen Geselligkeit ohne ihre Mängel und Gebrechen. Freilich hat die Revolution auch hier Eintracht und Zutraulichkeit gestört. Aber selbst die Ueberbleibsel lassen Sie hoffen, daß alles sein Geleise wieder finde, wenn einmal die politischen Wellen sich gelegt haben.

Yverdün liegt an dem einen Ende des Neufchateller Sees. Hier fließt die Orbe in den See. Man empfahl mir den Weg nach Neufchatel auf dem See zu machen. Aber ich durf-

te mich einer ungewissen Zögerung nicht aussetzen. Wem die Zeit zur Reise so beengt ist, wie mir, der muß auch mit Stunden geizen. Ich konnte mich nicht einmal so lange aufhalten, die Bekanntschaft von Dû Peyrou's Wittwe zu machen, die eines der vorzüglichsten Landhäuser um Yverdûn bewohnt. Sie wissen, ihr Mann war Rousseau's vertrauter Freund; ich konnte also hoffen, vielleicht manche kleine Umstände von ihr zu erfahren, die für die Kenntniß des außerordentlichen Mannes wichtig wären.

Ich nahm also meinen Weg nach Neufchatel zu Lande gerade zu, um die linke Seite des Sees. Das Ufer ist bei weitem das schönste. Daher ist der Weg an dem rechten Ufer wegen der Aussicht angenehmer. Dieser Weg führt nach Payerne, Avanche, Murten. Von Murten geht es über Gümenen nach Bern. Durch Payerne geht eine Diligence nach Basel über Bern und Solothurn. Sie kömmt Nachts um 12 Uhr durch Payerne. Es soll sich sehr

gut darauf fahren. Diese Postkutschen machen eine Ausnahme von der sonst allgemeinen Sitte, nicht des Nachts zu reisen.

Der Weg nach Neufchatel und die Neufchateller Thäler geht aus eben dem Thore, in welchem man von Orbe her ankömmt. Es sind sieben Stunden *). Der Weg geht immer dem See entlangs auf abwechselnden Anhöhen. Auf der ersten Hälfte des Weges sind sie beträchtlich größer. Zur rechten Seite sieht man immer über den See hinaus auf die gegen über liegenden Berge, die sich doch sanft erheben. Links fährt man meistens an Bergrücken weg. Doch sieht man auch zuweilen über kleine Thäler hinaus in eine zweite Bergreihe. Diese Abwechs-

*) Oerter: Granson 1 Stunde von Yverdün; Corsalles 1 3/4 St., Consize 2 St., Vaumarrüs 3 St., Sauge 3 1/4 St., St. Aubin 3 1/2 St., Gilbars 3 3/4 St., Bevay 4 1/2 St., Boudri 5 St., Auvergnier 5 1/4 St., Colombier 5 1/2 St., Serrieres 6 1/4 St.

lungen gewähren eine sehr angenehme Aussicht. Auch trägt das Land schönen Wein. Der rothe Wein besonders hat in einigen Gegenden viel Feuer und kömmt dem Burgunder nahe. Er wird weit verfahren und geht selbst bis nach England. Die ganze Strecke ist sehr bevölkert, vorzüglich im Comté Neufchatel. Bei Vaumarcus 3 Stunden von Yverdün geht dieß Gebiet an. Man sieht Dorf an Dorf; allenthalben wimmelt es von Kindern. In den Thälern jenseits der Berge soll die Bevölkerung noch stärker seyn. Dort nähren sich so viele Menschen vom Spitzenknöppeln. In mehreren Dörfern, besonders so wie man Neufchatel näher kömmt, sind viele schöne Häuser. Reiche Leute, die sich zur Ruhe begeben, schlagen hier ihre Wohnung auf, um in der schönen Gegend des Landlebens zu genießen. Doch ist das Aeußere der Häuser einfach genug; meistens gelb und weiß.

Bei dem Schlosse Courtaloun, eine halbe Stunde von St. Aubin wächst der beste

rothe

rothe Wein, der stark verfahren wird. Nahe vor St. Aubin geht es einen hohen Berg hinan. Von diesem haben Sie eine trefliche Aussicht. Sie überblicken eine weite Gegend; in der Ferne zur Rechten sogar die Eisberge.

Nachher ist der Weg weniger hügelig. Vor Neufchatel liegt eine Menge von Landhäusern. Zwei von ihnen zeichnen sich durch ihre Lage besonders aus: La Rochette eine viertel Stunde vor der Stadt gegen Osten, und Chanet eine halbe Stunde gegen Westen. Aus beiden Gärten übersehen Sie eine ungeheuere Strecke, fast zwei Drittheile der ganzen Alpenkette. Bei hellem Wetter entdeckt man sogar die Berge von Uri hinter dem Montblanc in Südwesten. Chanet liegt ungemein romantisch von Wald umhüllt. Gerade gegen über fließt in einer mäßigen Tiefe der Seyon. Etwas weiterhin sehen Sie auch Vallengin von einer Erhöhung am Ufer.

Sobald ich meinen Fuß in das Gebiet von Neufchatel setzte, fand ich eine sehr veränderte

Stimmung. Die guten Landleute schienen recht kräftig den Werth des monarchischen Schutzes zu fühlen. Und Sie können glauben, daß ich mit ihnen sympathisirte. Fast am Ende meiner Wanderung durch die Schweiz, hatte ich so viel schlimme Folgen von der neuen Freiheit und Gleichheit gesehen, daß es mir ungemein wohl that, mich an einem Flecke zu wissen, wo der Revolutionsschwindel die Ordnung der Dinge nicht zu stören vermogte. Hier beleidigte kein dürrer Freiheitsbaum mein Auge.

„Nein!“ sagte mir der Wirth in St. Aubin mit vieler Zuversicht „wir wissen nichts „von den Possen. Hier sehen Sie keinen „Franzmann mehr. Wir leben unter dem „Schutz des großen Königs.“

Auch wünschen die Leute nichts, als die Fortdauer ihrer glücklichen Lage. Sie regieren sich fast selbst. Alle Geschäfte des Details sind in den Händen selbstgewählter Beamten. Sie bezahlen wenig oder gar keine Abgaben. Von dem Ueberschuß der öffentlichen Einkünfte mag

etwa eine sehr geringe Summe nach Berlin gehen. Alles übrige wird im Lande verwandt. Daher finde ich auch die Furcht sehr natürlich, die man schon bei dem entferntesten Gedanken an eine Vereinigung mit der französirten Schweiz äußert.

Neufchatel liegt dicht an dem See, doch nicht ganz am Ende, zum Theil einen Hügel hinan. Die Stadt ist ziemlich groß; nicht regelmäßig gebauet, mehr lang als breit. Sie hat aber doch einige gute, große Straßen und viele schöne Häuser, fast größer und in einem höheren Stil, als ich sonst irgendwo in der Schweiz gesehen habe. Der Seyon fließt durch die Stadt in den See. Das Schloß, die Wohnung des preußischen Gouverneurs, liegt auf der Höhe. Von der Terrasse hat man eine vortreffliche Aussicht. Die Promenaden an dem See sind sehr angenehm; so auch der große Platz, an welchem die Waage, das beste Wirthshaus, liegt.

Man findet überhaupt viel Wohlstand. Hier leben Fremde von allen Nationen, die ihre Pensionen oder Zinsen in dem angenehmen Orte verzehren. Auch ist die Stadt in den letzten 20 Jahren sehr verschönert, weil sich so viel Fremde hier niederließen.

Von Neufchatel bis Biel über den See und die Petersinsel sind sechs Stunden. Der Weg auf dem Bieler See ist ungemein angenehm. Wenn der Wind nicht gar zu stark ist, so kann man immer übergehen. Selbst bei Gegenwind kann man sich mit Rudern forthelfen.

Der Neufchateller See ist zehn Stunden lang. Die Breite ist verschieden. Doch ist der See eigentlich nur anderthalb Stunden lang, von Yverdün ab schmal. Nachher ist er meistens eine Stunde breit; auch etwas darüber. Er ist, wie alle anstoßende Wasser, sehr fischreich. Die Wasserfahrten sind sehr angenehm; aber sie trügen oft. Es kann ganz stille seyn. Dann erhebt sich plötzlich ein Sturm, der die kleinern Fahrzeuge nöthigt, Schutz zu suchen.

Vielleicht trägt hier, wie auf dem Genfer See, die Ungleichheit des Bodens vorzüglich zu der Gewalt der Wellen bei. Auch ist man auf diesem See den Nebeln sehr ausgesetzt.

Neufchatel treibt wegen des Sees ziemlichen Handel. Man kann von hieraus vermittelst des Bieler Sees durch einen Kanal in die Aar kommen. Die Aar ist dann schiffbar, sowohl herunterwärts nach Aarberg, Bern und Thun, als herauf nach Solothurn und bis zu ihrem Einfluß in den Rhein. Diese Communicationen beleben das innere Verkehr der Schweiz ungemein. Aber sonderbar ist es, daß die Böte, deren man sich auf dem Neufchateller See bedient, nicht in Neufchatel und Yverdün gebauet werden, sondern in Bern, und dann auf der Aar heruntergehen.

Wenn Sie zu Lande um das Ende des Neufchateller Sees gehen, so haben Sie zwei Wege: nach Neufville an der linken Seite des Bieler Sees oder nach Cerlier an der rechten Seite. Von beiden ist es eine Stunde auf dem

See bis nach der Petersinsel. Sie können aber auch ganz zu Wasser fahren. Denn oberhalb Neufchatel am Ende des Sees ist ein Kanal, etwa von einer halben Stunde, der Sie in den Bieler See bringt. Zu Lande haben Sie vier Stunden bis Neufville und drei Stunden bis Cerlier.

Ich zog den letzteren Weg vor: nicht sowohl der Kürze, als der Aussicht wegen. Mein Fuhrwerk war einer von den kleinen char-à-banc mit einem Queersitz zu zwei Personen. Diese leichten Wagen sind sehr bequem besonders auf den Bergen: sie fangen aber jetzt an außer Gebrauch zu kommen.

Eine Stunde weit von Neufchatel bis St. Blaise geht der Weg längs dem See mit Abwechslungen von kleinen Hügeln. Dann dreht sich der Weg nach Cerlier rechts. Bis Marü 1¼ Stunde sieht man den Neufchateller See. Nachher verläßt man ihn. Nahe dabei liegt das Dorf Montmiral und Thiele, anderthalb Stunden von Neufchatel. Vor Thiele bleibt rechter Hand auf einer An-

höhe Anet liegen. Bei Thiele fängt wieder das Gebiet des Canton Bern an. Auch in dieser Gegend haben die meisten Oerter doppelte Namen, deutsche und französische. Es ist oft schwer genug die Verwandtschaft zwischen beiden aufzufinden. Anet oder Eis liegt ungemein schön. Es lohnt sich vollkommen der Mühe, den Umweg von einer Viertelstunde zu machen. Sie haben von dem Kirchthurm eine trefliche Aussicht über den Neufchateller- und Bieler See, und die umliegende, reizende, äußerst fruchtbare Landschaft. Von Ferne umgränzen die Eisberge den Horizont. Eine Viertelstunde von dem Dorfe haben Sie einen anderen, fast noch schöneren, Gesichtspunkt. Sie sehen zur Rechten den Bieler See, Nidau, Biel, die Petersinsel; Zur Linken den Neufchateller See. Gerade vor läuft das Gebirge, der Jolmont und hinter ihm der Jura in einer Linie durch.

Gleich hinter Thiele ist bei der Brücke, wo das Berner Gebiet angeht, ein Zoll. Die Abgabe ist äußerst gering, wie bisher alle in

der Schweiz. Sie haben nur einen ebenen Weg durch ein Thal, das sich auf beiden Seiten an Bergrücken hin zieht. Man kommt durch das Dorf Tschület nach Cerlier oder Erlach.

Hier mußte ich ein Boot nehmen. Man zahlt einen großen Thaler für die eine Stunde bis zu der Petersinsel. Die Fahrzeuge haben Seegel und zwei Ruder mit sehr breiten Schaufeln.

Der Bieler See hat ein fruchtbares, sehr bewohntes Ufer. Er friert fast nie. Die ganze Länge beträgt drei Stunden. Aber der Umriß ist auf den gewöhnlichen Charten unrichtig gezeichnet. Auch die Petersinsel ist nicht richtig abgelegt. Sie liegt nicht in der Mitte, sondern an der linken Seite dem Lande viel näher. An der rechten Seite beträgt die Entfernung vom Lande etwa eine halbe Stunde; an der Linken nur den dritten Theil so viel.

An der linken Seite des Sees haben jetzt die Franzosen alles besetzt, als natürliches Zubehör des Bisthums Basel. In Neufville oder Neustadt ist ein Zollcomtoir errichtet. Zwei Dörfer, welche dem Canton Bern noch jenseits gehören, Glerette und Douane wollen sie auch haben. Man hofft indeß, daß sie dafür ein Aequivalent geben werden, um die Grenzen auszurunden.

Ehe wir zu der Petersinsel kamen, fuhren wir nicht weit davon vor der Kanincheninsel vorbei. Es ist ein unfruchtbarer Fels mit einigem Gesträuch bewachsen, wo nur Kaninchen wohnen. Gleichwohl hat die Revolutionswuth auch hier einen Freiheitsbaum gepflanzt.

Nach einer Viertelstunde landete ich auf der Petersinsel, Isle de S. Pierre, die durch Rousseau's Aufenthalt so berühmt ward.

Die Petersinsel hält etwa eine Stunde im Umkreise. Der Boden ist sehr gut. Das Land ist meistens mit Reben bepflanzt; doch

giebt es auch trefliche Kornfelder und Wiesen. Der See giebt schmackhafte Fische im Ueberfluß. Die Hölzung ist beträchtlich. Man findet eine Menge so großer Eichen und Buchen, wie man nur in den größten Wäldern sieht. Ich habe eine Eiche gesehen, die funfzehn Ellen im Umkreise hält; und man sagte mir, daß es mehrere von der Art gäbe.

Ehemals war hier ein Kloster. Man sieht dieß noch deutlich an der Einrichtung des Gebäudes. Jetzt gehört das Gut dem Spital von Bern. Die Bewirthschaftung wird von einem Verwalter besorgt, der auf Rechnung sitzt.

Die Insel hat schöne Spaziergänge. Von jedem hat man trefliche Aussichten; immer verschiedene Gesichtspunkte. Gegen Morgen haben Sie die ganze Kette des Jura in seiner wandförmigen Gestalt: gegen Süden die unregelmäßigen Formen der Alpenreihe. In der Nähe ringsum, immer über den See hinaus, ein fruchtbares Ufer, mit Dörfern reichlich be-

setzt; hinter diesen weite Gefilde oder sanfte Bergrücken.

Auf einer Terrasse ist ein hübscher Tanzsaal: einfach, aber elegant. Hier ward sonst im Sommer viel getanzt, besonders während der Weinlese. Berner Bürger hatten ihn erbauet: sie allein waren zum Tanz berechtigt. Das sollte freilich nicht seyn. Jetzt darf natürlicher Weise jeder tanzen, wer will. Aber man tanzt nicht: denn es herrscht nicht die mindeste Ordnung. Das sollte nun wieder nicht seyn. So, mein Freund, ist es im Kleinen, wie im Großen, mit der Oligarchie und der Democratie.

Ich habe nie einen Ort gesehen, den ich mir so gern zum Aufenthalt am Abend meines Lebens wählen mögte, als diese Insel. Sie gewährt Ihnen, so weit die Natur es kann, den Genuß der vollkommensten Ruhe in einer freundlichen Einsamkeit, ohne Sie durch eine irgend beschwerliche Kluft von Menschen zu tren-

nen, wenn Sie das Bedürfniß der Mitthei-
lung fühlen.

Wirklich scheint mir dieser Aufenthalt Rousseau's Charakter ganz zu entsprechen. Auch giebt das Andenken an ihn und seine Schicksale der Gegend allgemein einen eigenthümlichen Reiz. Sie glauben nicht, welche Zaubermacht er über die Gemüther ausübt. Sollte der Grund in einer anderen Ursache liegen, als in seiner allgewaltigen Phantasie? Er mag die Natur schildern, oder Leidenschaften, so bemeistert er sich in gleichem Grade unserer ganzen Empfindung. Wie unwillkührlich reißt er uns mit sich fort, wohin er will. Daher jene lebhafte Theilnehmung an allem, was ihm persönlich ist, die selbst seine größten Uebertreibungen nicht zerstörten. Die gute Meinung von ihm haben sie um etwas herabgestimmt; aber die Theilnehmung eigentlich nicht geschwächt. Sein Andenken ist überall bekannt und geliebt, wo er lebte.

Ich habe viele Leute gesprochen, die ihn gekannt haben. Mittelbar habe ich so manche zuverlässige Nachrichten erfahren. Sonst leben von seinen genauen Freunden nur noch sehr wenige.

Allenthalben weiß man, daß Julie's Geschichte eine Erdichtung ist. Man weiß, daß selbst die Schilderungen der Oerter sehr verschönert sind. Dennoch erhöhet auch diese Fiction das Interesse für die Gegend des Schauplatzes. So groß ist die Macht der Sprache der Phantasie.

Sie werden es errathen, mein lieber Freund, daß auch ich in einer merklichen Spannung das Zimmer betrat, was er einst bewohnte. Die Wände waren unverändert. Die Aussicht aus den Fenstern lud noch jetzt zum stillen Genuß ein. Von den Meubeln, die er gebrauchte, war nichts mehr da, als der Tisch und zwei alte Stühle mit zerrissenen Polstern. Aber man zeigte mir die kleine Fallthüre und

die Stiege, die auf den Küchenheerd führte, wodurch er sich lästigen Fremden entzog.

Die Wände und Thüren sind unglaublich eng bekritzelt. Sie finden jetzt keinen Platz für eine Zeile mehr. Man ist sogar außen vor gegangen. Die Schreiblustigen geben sich jetzt in dem kleinen Vorsaal zur Schau. Aber unter der ungeheuren Menge von Inschriften in Versen und Prose in allen Sprachen halten sicher nur sehr wenige eine mäßige Prüfung aus. Rousseau zumal würde fast mit allen sehr unzufrieden seyn.

Sie erinnern sich vielleicht, daß ich diese Sitte nie leiden konnte. Mir scheint eine sonderbare Anmaaßung darin zu liegen. Ich will lieber mir selbst gelassen seyn, wenn ich mir ein interessantes Andenken zurückrufe. Niemand soll mir mit einer Darstellung vorgreifen, die vielleicht meiner Ansicht durchaus nicht entspricht, wenigstens sie immer in etwas beschränkt. Und eigentlich ist es doch immer des

Schreibers theures Ich, worauf sich die Sentenz bezieht, die er Ihnen aufdringt. Will er es Ihnen endlich darstellen, so geschehe es lieber in einem Buche. Dann hängt es von Ihnen ab, sich mit der Sympathie oder Antipathie der Schreiber bekannt zu machen. Aber die bemahlten Wände nöthigen Sie dazu auch wider Ihren Willen. Ein anderes ist es freilich mit Umständen, die sich unmittelbar auf das Lokal beziehen. An einem Ort, wo jemand eine große Gefahr überstand, oder mit unendlicher Schwierigkeit ein Unternehmen ausführte, mag es Ihnen angenehm seyn, zu wissen, daß Sie einen Vorgänger hatten. Dann ist es Ihnen wichtig, sobald als möglich, und in der auffallendsten Form zu erfahren, daß Ihnen ein ähnlicher Fall Trost oder Aufmunterung verheißt. Aber dann ist es auch klar, daß der unbekannte Führer mehr an den Nachfolger dachte, als an sich selbst.

In dieser Stimmung warf ich nur einen flüchtigen Blick auf alles Geschreibsel: und ich

hoffe, daß ich nicht viel dabei verloren habe. Desto sorgfältiger erkundigte ich mich nach den Leuten, die hier mit Rousseau waren. Aber von ihnen lebt niemand mehr. Auch von ihren Nachfolgern erfuhr ich nicht viel. Man verwies mich bloß auf die aufgehängten Prospekte von der Insel, mit Szenen aus Rousseau's Schriften. Auch diese Rückerinnerung war mir sehr angenehm. Sonst konnte man diese Blätter mit einem kurzen Text hier kaufen: jetzt werden sie in Bern verkauft.

Diese Wohnung Rousseau's ist weit bekannter, als die zu Motier-Travers. Gleichwohl liegt die letztere den Reisenden weit bequemer. Sie ist nur vier Stunden von Yverdün, und sehr wenig von dem Neufchateller Wege entfernt. Auch ist sie in Rousseau's Geschichte nicht minder merkwürdig. Vielleicht gab die vorzüglich angenehme Lage der Petersinsel dieser Wohnung eine so überwiegende Celebrität.

Von der Insel bis Biel sind noch zwei Stunden. Wir hielten uns an der linken Seite. Der Weg zur Rechten wäre weit kürzer; er ist aber nicht fahrbar.

So wie man Biel näher kommt, sieht man auch deutlich Nidau rechts am Fuß des Berges. Hier ist ein so genanntes Schloß, die Wohnung eines Landvoigts. Aus den Zimmern hat man eine schöne Aussicht. Sie müssen sich aber freilich unter diesen Schlössern keine fürstliche Residenzen vorstellen. Es sind geräumige, massive Häuser, die ihren Nahmen noch von der Zeit her behalten haben, wo sie zuerst von Landbegüterten in der Mitte ihrer Besitzungen aufgeführt wurden. Denn von Deutschen Raubschlössern sind die Schweizer Schlösser auch sehr verschieden: von diesen treffen Sie nur wenige an.

Oben auf dem Nidauer Berge steht das Signal. Von hier aus übersieht man den Bieler See sehr gut. Hier war es, wo die Ber-

ner Posten an dem Tage der Einnahme Berns von den Franzosen zurückgedrängt wurden. Sie mußten sich theils in Nachen retten: theils kamen sie in dem See um. Wenn Rousseau's Geist die geliebte Insel umschwebte, wie mogte er trauern über die Thaten der Freiheitbringenden Franzosen.

LX.

Lauffen den 14. Jun. 1798.

Die Allee, die von dem Bieler See nach der Stadt führt, fand ich ganz so schön, als Sie sie mir beschrieben, liebe Friederike. Auch die, welche seitwärts nach dem Weg von Nidau führt, ist eben so angenehm. Der Charakter der Gegend ist noch eben der, wie auf der Petersinsel: ruhiger Genuß des Lebens.

So kurz ich mich in Biel oder Bienne aufhalten konnte, so bemerkte ich doch bald, daß die kleine Stadt sehr nahrhaft ist. Die Indiennen-Fabriken verdienen ihren guten Ruf.

Wie es scheint, wollen die Franzosen jetzt diese Stadt und ihr Gebiet behalten, die sonst zu den Schutzverwandten der Schweizer Republik gehörten. Sie haben es schon lange besetzt, und wer wird es ihnen nehmen? Indeß

hatte diese Occupation die gute Folge für die Stadt, daß sie während der Revolutionirung der Schweiz weniger gelitten hat.

Sehr gerne hätte ich von hier die Reise auf den Chasseral gemacht. Man fährt vier Stunden, und hat dann nur eine kleine Stunde bis zu der Spitze. Aber meine Zeit zu der Reise ist abgelaufen. Ich konnte auch nicht nach dem Fingelberg gehen, die ungeheuren Granitblöcke zu betrachten, die hier auf dem Abhang heterogener Felsmassen wie hingeschleudert liegen.

Dennoch war es mir nicht möglich mit meinem Neufchateller Kutscher Basel in einem Tage von Biel aus zu erreichen. Freilich sind die Schweizer Meilen von zwei Schweizer Stunden viel größer, als die Deutschen. Aber die Kutscher strengen auch ihre Pferde nie postmäßig an. Ich habe nie mehr als zwölf Stunden machen können, von Sonnen-Aufgang bis Sonnen-Untergang. Und selbst wenn ich ein anderes Wägeli nahm, gewann ich wenig. Während der Zeit, die über das Behandeln und

Anschirren vergieng, hatte der erste Kutscher gut gefüttert; und dann gieng sein Roß den gewohnten Trab eben so schnell, als das frische.

Bis Münster oder Moutiers Grand Val in dem Schweizertheile des Bisthums Basel hatte ich sieben Stunden.

Hinter Biel geht man über die Suse, einen kleinen Fluß, der sich bei der Stadt in zwei Armen in den See ergießt. Dann kömmt man bei dem Dorfe Bötzigen oder Boujean eine halbe Stunde von Biel einen hohen Berg heran. Auf der Höhe drehete sich der Weg etwas zur Linken. Hier genoß ich eines treflichen Anblicks. Es war ein schöner Morgen. Die Sonne, eben aufgegangen, verbreitete Licht und frisches Leben über alle Gegenstände. Ihre Stralen vergoldeten die Alpen so schön, wie ich noch nie gesehen hatte. Das war mein Abschied von der majestätischen Reihe. Zum letztenmal sah ich sie noch in voller Pracht; hinter ihnen die Eisberge, sogar den Montblanc,

den ich, selbst in der weiten Entfernung, an seiner eigenthümlichen Gestalt deutlich erkannte.

Nun wandte sich der Weg wieder rechts. Plötzlich, wie durch einen Schlag der Zauberruthe, war die ganze Szene verschwunden.

Ich verlor mich in Betrachtungen über diesen staunenswürdigen Wechsel, über diese Mannigfaltigkeit der Natur. Aber auch in meinem Gehirn wichen diese Vorstellungen bald unwillkührlich anderen Ideen.

Mein Führer hieß mich darauf merken, daß wir jetzt in der Gegend wären, wo die Franzosen von Solothurn eindrangen, um Bern zu überwältigen. Sie wissen aus meinen Briefen, meine geliebte Freundin, wie lebhaft ich für den letzten Kampf der Schweiz mich interessirte. Mein Schmerz über die Unterjochung des alten Freiheitsbodens ist noch sehr vermehrt, seitdem ich ihn selbst betrat, seitdem ich mich durch eigene Erfahrung überzeugte, wie wenig das Volk nach den Früchten der französischen Freiheit und Gleichheit geizte. So oft ich mir auch es sage, daß alle

Speculationen über mögliche Abänderungen des unerbittlichen Verhängnisses vergeblich sind, so kann ich mich dennoch ihrer nie erwehren. Fast vergesse ich die Natur über die Politik, wenn ich in Gegenden komme, wo das traurige Schicksal der Schweiz entschieden ward.

Hätten die Schweizer bei Ausbruch des Revolutionskrieges Porentruy und das Bisthum Basel besetzt, so wären vielleicht nie Franzosen in die Schweiz gedrungen. Sie besetzten aber erst spät die Höhen bei Pierre-pertuis. Ueber diese wagten sich auch die Franzosen nicht, als sie Bern angriffen. Porentruy ist ringsum mit hohen Bergen umgeben, die für eine Armee unwegsam sind. Aber die Franzosen fanden treulose Wegweiser aus Solothurn. Diese sogenannten Patrioten zeigten ihnen Fußsteige, die niemand kennt, als die Leute in der Gegend. So fielen sie den bei Nidau postirten Truppen in die Flanke. Sonst hätten sie Solothurn nicht so leicht genommen. Und wie schlecht auch die Sache der Berner geleitet war,

so hieng dennoch der Erfolg des Tages großentheils an dieser unerwarteten Begebenheit.

Wenn man den Berg etwas herabfährt, kommt man in der Tiefe nach Friedlischwert oder Fraiwilliers, der Gränze zwischen dem Gebiet von Biel und dem Schweizerischen Bisthum Basel. Dieser Theil befaßt das Thal St. Imier oder Immer Thal. Die Einwohner waren Eidgenössische Schutzverwandte. Gleichwohl nahm die französische Republik das Land in Anspruch als une dependance de l'Eveché de Basle.

Nachher geht es wieder etwas bergauf. Hinter Rüchenette zwei Stunden von Biel bleibt links ein Thal liegen, das von Bergen so eingeschlossen ist, daß es zwei Monathe lang keine Sonne hat. Dennoch scheinet es sehr fruchtbar. Ich bemerkte eine Wohnung von gutem Ansehen.

Bis Sonseboz ist noch eine Stunde weiter. Der Weg geht abwechselnd auf Hügeln

fort. Zu beiden Seiten sind die Aussichten durch Bergrücken meist verschlossen.

Indem sich so der Weg immer mehr verengt, werden die Berge zu beiden Seiten nackter und rauher. So kömmt man zu einer in den Fels gehauenen Durchfahrt, eine Viertelstunde von Sonsebog. Das ist die berühmte Pierre-pertuis oder Pierre-Port; ein Werk der Römer. Man sieht noch über der Durchfahrt nach der Seite von Tavannes, Ueberbleibsel einer Inschrift. Nach der wahrscheinlichsten Erklärung soll sie anzeigen, daß dieß Werk unter Marc Aurel und L. Verus vollendet ward *).

Der Paß ist ungefähr sieben Schritte lang und nicht breiter, als daß zwei Wagen neben einander durch können. Oben hängen die Felsen zusammen. Man kann darüber gehen.

*) Vom Titus Dunnius Paternus Duumvir Col. Helv. der zu Avanches residirte.

Sobald Sie den Fuß vor dem Paß setzen, sehen Sie sich erstaunt in einem kleinen, lieblichen Thal. Die Elemente scheinen plötzlich verändert.

Sie drehen sich rechts um den Felsen. Hier quillt die Birs an zwei Stellen nicht weit von einander hervor, wie ein sanfter Bach. Hundert Schritte von dort hat das Wasser schon die Kraft eine Mühle von mehreren Rädern zu treiben. Nachher wird der Fluß reißend und schwillt beträchtlich an. Nahe bei Basel ergießt er sich etwas seitwärts zur Rechten in den Rhein. Man behält ihn auf dem ganzen übrigen Weg meist immer zur Rechten.

Pierre-pertuis scheidet das Immen Thal von dem Münsterthal, oder dem deutschen Bisthum Basel. Dieser Theil stand eigentlich mit der Schweiz nicht in Verbindung. Die Einwohner reden schlechtes Deutsch oder gemeines Französisch (Patois).

Man verläßt wieder das kurze Thal und kömmt durch eine Oefnung in eine andere Berg-

kluft. Hinter dieser liegt das schöne Dachsfelder Thal, das sich fast zwei Stunden zur Rechten hinstreckt *). Von Court aus kömmt man wieder in eine Bergkluft. So geht es eine halbe Stunde lang fort, zwischen Felsenmauern, die unordentlich aufgethürmt sind. Jetzt hängen sie auf dem Weg vorüber und drohen den Wanderer zu zerschmettern. Jetzt scheinen sie von einander abgerissen; die Stücke der einen Seite passen in Größe und Fugen genau in die der anderen. Nun entfaltet sich Ihrem forschenden Blick das schauerliche Innere der Felsen. Hier ist ein tiefer Schlund, dort eine schneckenförmige Höle. Hier quillt ein reißender Bach aus dem nackten Gestein. Er wirft sich mit Geprassel in die Birs. Sie sehen keine Spur von Vegetation. Die Felsen reichen bis an die Wolken. Weder vor sich, noch hinter sich sehen Sie etwas anders, als

*) Oerter: Dachsfelden 3 1/2 Stunden von Biel, Rückwyl 4 St., Malleraye 4 1/4 St., Pebelair 4 1/2 St., Souvelin 5 St., Court 6 Stunden.

öde Klippen. Die ganze Natur ist todt. Sie hören keinen Laut, als das Rauschen des Wassers. Mich ergriff ein plötzlicher Schauder. Wie oft habe ich mir nachher das Innere der ungeheuren Berge eben so gedacht, deren Rücken ich mit dem schönsten Grün oder prächtigen Wäldern bedeckt sah.

Dabei ist der Weg so schmahl, daß nur ein Wagen füglich neben der Birs fahren kann. Dieser Fluß kömmt jetzt in das enge Thal herab, und schmiegt sich in die Berge. Zweimal führen über den Fluß ängstliche Brücken von einer Bergwand zu der andern. Aber sonst ist der Weg durchaus nicht gefährlich. Während der trockenen Jahreszeit ist er sehr gut zu fahren.

Nach einer halben Stunde wird die Gegend minder wild. Der Weg wird etwas breiter. Die Seiten des Berges sind mit Wald bewachsen.

Nun öfnet sich vor Ihnen ein liebliches, kurzes Thal, das sich in die Breite zieht. Es wird auch jenseits durch Berge eingeschlossen, aber durch freundliche, fruchtbare Berge.

Dieses Thal nennt man eigentlich das Münster-Thal. Gewöhnlich aber werden alle kleinere Thäler hinter Pierre-pertuis unter diesem Nahmen oder dem von Moutiers Grand-val zusammen begriffen.

Münster ist der Hauptort des Thals; ein reinlicher, nahrhafter Flecken. Die beiden Berge, welche das Thal einschließen, werden der Münster (Moutiers) und Romont genannt. Ein Fußsteig führt von hier in vier Stunden auf den Weisenstein. Der Weg soll sehr interessant seyn. Man hat von der Spitze des Berges nur noch zwei Stunden bis Solothurn.

Von Münster bis Lauffen rechnet man fünf Stunden. Ein großer Theil des Weges geht noch durch das Münster-Thal.

Gleich hinter Münster kömmt man wieder in eine Kluft abgerissener Felsspalten. Die Birs durchströmt das schmahle Thal. Auch hier führen zwei Brücken über den Fluß von einer Seite zu der andern.

Dann kömmt man in ein Thal, wo das kleine Dorf Roche liegt, drei viertel Stunden von Münster.

Eine andere Felsenöffnung führt in das Delsberger Thal. Es ist nicht groß, aber ungemein fruchtbar. Hier liegt das Dorf Renndorf oder Correndalin, 2 Stunden von Münster. Dieß ist der lezte Ort des Münster Thals. Es erstreckt sich zusammen sieben Stunden in der Länge. Delsberg oder Delmont bleibt links liegen.

Sie kommen bald wieder zu den Felsen, und durch eine neue Oefnung in ein anderes Thal. Links lassen Sie die Kapelle Triburg liegen; das Thal streckt sich zur Rechten. Es

ist lang und schmahl. In verschiedenen Krümmungen streckt es sich bis nahe vor Lauffen.

Hier liegt das Dorf Saugerer vorzüglich schön, drei Stunden von Münster. Mit der einen Seite an den Berg gelehnt, sieht es vor sich das von ihm beherrschte fruchtbare Thal. Die Birs fließt immer im Grunde.

Eine Glashütte, $4\frac{1}{2}$ Stunde von Münster, gehört noch zum Bisthum Basel, aber das Haus, jenseits der Birs, zu dem Canton Solothurn.

Kurz vor Lauffen ziehen sich die Felsen wieder zusammen. Sie zeigen sich nun in wunderbaren Mauergestalten, zum Theil auch in runden Gruppirungen. Hie und da sehen Sie wieder nacktes Gestein. Dann öfnet sich die Aussicht auf das Thal, worin Lauffen liegt.

Alle diese Berge sind kalkartig. Man findet aber hie und da mächtige einzelne Gra-

nitstücke. Ohne Zweifel ein Beweis der großen Revolutionen, die unser Erdkörper erlitt.

Die Straße ist durchaus gut. Die Thäler sind fruchtbar; auch die Bergrücken: doch die lezteren minder als andere Berge der Schweiz.

LXI.

Basel, den 16. Jun. 1798.

Von Lauffen hatte ich noch vier Stunden nach Basel. Anfangs bleibt das Thal ziemlich weit, wie zuvor. Eine halbe Stunde von Lauffen läßt man Winge rechts liegen. Dann verengt sich das Thal. Die Berghöhen sind an beiden Seiten mit Wald bewachsen. Man fährt links etwas auf der Höhe am Berge weg. Das Thal ist ungemein romantisch, besonders die Lage von Grellingen, anderthalb Stunden von Lauffen. Die Birs fließt immer zur Rechten. Sie ist nun schon beträchtlich größer. Bei Grellingen sieht man nach langem Zwischenraum wieder einen Weinberg.

So geht der Weg noch eine Stunde fort. Die Ruinen des Schlosses Favingen, links auf einem hohen Berge, machen einen frappanten

Gesichtspunkt. Bei diesen Ruinen dreht man sich etwas rechts. Nachher führt die Krümmung wieder in der vorigen Richtung fort. Das Schloß Sangerstein bleibt rechts, das Wirthshaus Mukken links liegen.

Bei Aesch, drei Stunden von Basel, ist das erste französische Comtoir. Ich erinnerte meinen Kutscher zu halten, damit ich meine Baarschaft angeben könnte. Er versicherte mich aber, es wäre durchaus nicht nöthig, weil ich nur eine halbe Stunde noch durch das französische Gebiet führe. Zudem wären die Bürgerzollbeamten Morgens um sieben Uhr nicht sichtbar. „Sie haben es zu gut auf Kosten der „Schweizer," sagte er, „um früh aufzustehen." Darin lag ohne Zweifel die wahre Ursache seiner Weigerung. Er mogte, wie alle Schweizer, nicht mit Franzosen handeln, wenn es sich irgend vermeiden ließ. Soll ich Ihnen gestehen, lieber Münter, daß auch ich wenig Lust hatte, mich mit den Zöllnern zu unterhalten? Aber ich habe für meine Indolenz gebüßt. In

Zukunft fahre ich sicher keine französische Zollstätte vorbei, ohne mein Geld anzugeben, der Kutscher mag es nöthig finden oder nicht.

Hinter Aesch geht es eine kleine Höhe hinauf. Hier erweitert sich die Gegend. Zur Linken benehmen die Bergrücken die Aussicht. Rechts übersieht man eine weite Gegend, die nur durch die Solothurner Berge begränzt wird. Die Birs zieht sich weiter von der Landstraße in das Thal hinab. Jenseits des Flusses liegt das schöne Schloß Arlesheim. Es war sonst sehr berühmt wegen der englischen Gartenanlagen. Jetzt ist es schon sehr ruinirt. Dornach lassen Sie schon etwas früher liegen. Dieß war das erste Schloß auf Schweizer Boden, welches die Franzosen einnahmen, als sie Solothurn angriffen.

Bei Rheinach einem sehr gut gebaueten Dorfe, endigt das ehemalige Bisthum Basel. Ein Schlagbaum zeigte an, daß hier das französische Gebiet aufhöre, eine halbe Stunde vor Basel.

Wir fuhren auch jetzt die Zollstätte vorbei, ohne uns zu melden. Doch zum Glück rief man dem Kutscher aus dem Fenster zu halten, ehe er den Schlagbaum erreichte. Meine nachdrückliche Bestätigung des Gebots nöthigte den Kutscher Folge zu leisten.

Der Zollbediente fragte mich nach meinen Pässen. Ich gab sie ihm. Sie waren in der vollkommensten Ordnung.

„Aber," sagte er, „Sie haben auch Geld „bei sich?"

Allerdings. Ich soll noch zurückreisen nach Rastadt.

„Mehr als einen Louisd'or?"

Ja.

„Mehr als drei, vier, fünf Louisd'or?"

Damit könnte ich nicht bis Rastadt kommen.

„So muß ich Sie bitten auszusteigen."

Mein Gepäcke ward in das Comtoir gebracht. Er rief einem Gehülfen, um den Wagen zu durchsuchen.

Ich sagte ihm sehr ernstlich, daß er die Vorschrift des Gesetzes überschritte. Er wäre nicht berechtigt, das Gepäck durchfahrender Reisenden zu untersuchen. Vielweniger dürfte er sich dieß gegen eine Person erlauben, die diplomatischen Charakter hätte.

Auf diese Vorstellung begnügte er sich, den Wagen unter Aufsicht zu setzen.

Wir giengen in das Comtoir. Ich verlangte das Gesetz zu sehen, wodurch er sein Verfahren zu rechtfertigen dächte. Er berief sich auf seine Instructionen. Natürlich wollte ich sie nicht weiter gelten lassen, als sie mit den mir bekannten Verordnungen der Regierung übereinstimmten.

Indes waren wir über die Hauptsache leicht einig. Ich wuste nicht genau, wie viel baares Geld ich noch hatte. Es schien mir das beste, ihm die Börse zu übergeben.

Sie können sich nicht vorstellen, lieber Münter, wie sich sein Gesicht veränderte, als

er das Gold auf den Tisch ausschüttete. Es mogten etwa anderthalb hundert Thaler seyn; und zwanzig Thaler in Silbergeld.

„Alles dieses Geld," schrie er, indem er es mit beiden Händen bedeckte, „confiscire ich „im Nahmen der französischen Republik."

Niemals sah ich noch die Haabgier so personificirt. Nicht Hogarths Carrikaturen drücken die Verlängerung aller seiner Züge aus, und den starren, nur auf das edle Metall gehefteten Blick.

Aber eben dieser heftige Gelddurst machte ihn vollends verwirrt. Er begehrte auch mein Portefeuille, in der Hofnung noch verborgene Schätze zu finden.

Ich verweigerte es ihm mit Unwillen. Es schien mir Zeit, mich nach seinem Vorgesetzten zu erkundigen.

Er wankte einen Augenblick. Wie er sah, daß ich entschlossen war, die Sache zu verfol-

gen, erbot er sich mich zu ihm zu begleiten.

Ehe wir giengen, rief er einer citoyenne gouvernante, um über das Geld zu wachen. Ihr Anblick überzeugte mich, daß man nichts in der Welt für unübertreflich halten müsse. Ich hatte die Physionomie des Zollbedienten für den stärksten Ausdruck der Haabgier genommen. Aber seine Gouvernante ließ ihn weit hinter sich zurück. Ihre Nase ward noch länger, die Augen starrer, der Mund spitzer. Sie murmelte mit sich selbst; ihre Finger zitterten unwillkührlich dem goldenen Magnet entgegen.

Bei allem Aerger konnte ich mich doch kaum des Lachens enthalten. Indeß setzte ich mit einer wichtigen Miene auch meinerseits meinen Schweizer Lohnbedienten zum Wächter.

Als wir bei dem Inspecteur des Büreau's ankamen, konnte ich es nicht erhalten, zuerst zu reden. Der Zollbediente

schlich sich in sein Zimmer, während man mich in die Gaststube nöthigte.

Um desto nothwendiger war es, die Sache ernsthaft zu nehmen. Ich forderte von dem Inspecteur nicht allein augenblickliche Auslieferung meines Geldes, sondern auch Genugthuung. Mir war glücklicherweise ein Gesetz beigefallen, das selbst während der Schreckenszeit allen französischen Beamten eine besondere Schonung gegen alle Fremde gebot, die mit einem diplomatischen Charakter bekleidet waren.

Der Inspecteur erwiederte sehr höflich: es thäte ihm leid, mich in diesem unangenehmen Verhältniß gesetzt zu sehen. Aber er für seine Person könne es nicht abstellen. Meine Pässe wären vollkommen in Ordnung. Nichts hindedere meine Reise. Allein das Geld müsse deponirt bleiben, bis er von der Regierung Verhaltungsbefehle eingeholt habe. Das sey meine eigene Schuld: ich wäre den Schlagbaum passirt, ohne mich zu melden.

Ich fragte: ob er denn eingestehe, daß man mir mein Geld wiedergeben müsse, wenn ich den Schlagbaum nicht passirt wäre?

Der Zollbediente wollte einreden: ich bestand auf eine bestimmte Antwort.

„Allerdings.“

Wir machten uns sogleich auf den Weg.

Die Stellung der Pferde bewieß unwiderleglich die Richtigkeit meiner Behauptung. Zum Ueberfluß machte ich den Inspecteur noch aufmerksam darauf, daß man aus der Spur sehe, daß der Wagen nicht, wie der Zollbediente vorgab, umgewandt sey.

Nun erhielt ich mein Geld ohne Umstände zurück. Der Inspecteur machte mir eine Entschuldigung im Nahmen des Zollbedienten. Er kündigte ihm in meiner Gegenwart an, daß er ihn zur Verantwortung ziehen würde. Mein Lohnbedienter und die Gouvernante verloren vor Erstaunen Besinnung und Sprache. Jener

frug mich nachher ganz treuherzig, wie viel ich es mich habe kosten lassen, aus der Sache zu kommen? Er konnte nicht begreifen, daß es möglich wäre, Gold aus den Händen der Franzosen zu retten. Die Megäre hatte ihm während meiner Abwesenheit noch bänger gemacht. Sie meinte, ich müsse völlig ausgekleidet werden, weil ich noch viel Gold in meinen Kleidungsstücken verborgen hielte. Nur er wäre zu beklagen; denn man würde mich so rein ausplündern, daß ich ihm seinen Saldo nicht bezahlen könne. Sie wissen, lieber Münter, daß die Schweizer überhaupt sehr haushälterisch sind. Also dürfen Sie sich nicht wundern, wenn ich Ihnen sage, daß meinem ehrlichen Gefährten wenigstens eben so wohl dabei zu Muthe war, als mir, da wir uns wieder mit einer vollen Börse in das Wägeli setzten.

Nach einer halben Stunde war ich in Basel. Hinter Rheinach öfnet sich die Aussicht wieder mehr zur Linken. Dagegen ziehen sich an der rechten Seite der Birs einige Hügel nä-

her an Basel hervor. Nun sieht man auch vor sich die Schwäbischen und Oesterreichischen Vorberge. Basel wird nicht eher sichtbar, als bis man nahe dabei ist, weil es in der Tiefe liegt. Den Rhein sehen Sie erst in Basel.

Die Stadt liegt in einer schönen Ebne am Rhein. In einiger Entfernung haben Sie Hügel, mäßige Berge und Waldung. Rings umher ist eine Menge von Oertern, wohin es angenehme Spaziergänge giebt. Auch fehlt es nicht an mannigfaltigen schönen Aussichten. Sie gehören aber nicht zu den größten und erhabensten.

Basel ist die größte Stadt in der Schweiz. Sie hat über 2000 Häuser, aber nur etwa 15000 Einwohner. Es giebt hier mehrere recht schöne Häuser. Aber jeder bewohnt ein ganzes Haus für sich; entweder als Eigenthümer, oder als Miether. Auch wenn die Kinder alter Wittwer oder Wittwen alle in eigenen Häusern wohnen, bleiben dennoch die Alten in

den ihrigen, bis der Tod sie abruft. Solche Sitten erhalten sich in der Schweiz mit einem Steifsinn, der selbst dem der Reichsstädte Trotz bietet.

Der Rhein fließt durch die Stadt, und trennt Klein- und Groß-Basel. Es geht eine Brücke über den Fluß. Das Wirthshaus zu den drei Königen stößt hinterwärts an den Rhein. Die Fenster des Speisesaals gehen gerade auf den Fluß. Es ist einer der angenehmsten Speisesäle, der sich denken läßt. Mich dünkt, die Sorgfalt für dergleichen Genüsse lohnt sich selbst als kaufmännische Speculation eben so sehr, als sie sich von Seiten der Humanität empfiehlt.

Es ist sehr viel Verkehr in Basel. Basel und Bern haben allein Goldmünzen in der Schweiz, nämlich neue Carolinen, den französischen Schild-Louisdor's am Gehalt ungefähr gleich.

Jetzt ist Basel bei weitem die reichste Stadt der Schweiz: ehedem machte nur Genf ihr den Rang streitig. Es giebt hier mehrere Millionairs und halbe Millionairs, versteht sich von Livres: und viele, die einige hunderttausend Livres besitzen. Aber sie genießen dieses Reichthums nicht. Vielmehr leben sie sehr mäßig in allen Stücken und sogar ärmlich. Auch heirathen die reichen Erbinnen nicht leicht außerhalb der Stadt. So bleibt das Geld immer zusammen, und wird noch allmählig vermehrt, wenn nicht jetzt die Revolution auch diese Schätze zerstreuet.

Vorzüglich haben die Baseler ihren Reichthum durch Industrie erworben. Hier sind große Seidenbandfabriken. Das ganze südliche Deutschland und noch weit entlegenere Gegenden versehen sich mit Seidenband aus Basel. Die große Kunst der Fabrikanten beruht darauf, einen schlechten Faden zu gut zu machen. Darin übertreffen sie selbst die Franzosen weit. Sie haben daher mit Recht ihre

Fabrikation fast auf diesen Artikel eingeschränkt. Und dieser Absatz hat sich auch bei den veränderten Conjunctionen noch immer erhalten. Eine große Menge von Arbeitern lebt auch jetzt noch in den Dörfern umher zerstreut.

Man ist nicht sehr gesellschaftlich in Basel. Der Ton scheint mir zurückhaltend und steif zu seyn. Aber die Sitten sind sehr rein; reiner vielleicht als in den meisten anderen Städten der Schweiz.

Unter den Gebäuden ist der Münster bei weitem das merkwürdigste. Er steht auf einem angenehmen Hügel gegen den Rhein, der noch jetzt auf Burg heißt, weil hier ehemals eine Römische Burg stand. Wahrscheinlich war dieß das berühmte Robur Valentiniani I, das dieser Kaiser nach dem Ammianus Marcellinus um das Jahr 372 bei Basel erbauete. Man fand auf diesem Platz altes römisches Gemäuer und oft kupferne Münzen; noch zuletzt manche merkwürdige im Jahre 1786, als der

Münster=Platz verschönert und zum Spaziergang eingerichtet ward.

Die erste Kirche ward hier zwischen den Jahren 920 und 936 erbauet. Sie stand etwas weiter gegen den Rhein hinaus als die heutige. Die Hunnen oder eine Ueberschwemmung des Rheins — man weiß nicht genau welche — zerstörten sie bald nach ihrer Erbauung. Kaiser Heinrich II. erbauete darauf die jetzige Kirche im Jahre 1010, beträchtlich schöner, ganz aus Quadersteinen. Sie ward schon 1019 den 11. Octob. mit großem Gepräng eingeweihet. Nachher erhielt sie von Zeit zu Zeit noch verschiedene Erweiterungen und Verschönerungen. Sie hat zwei Thürme, den größeren St. Georgs Thurms und den St. Martins Thurm.

In dem Chor sind zwei merkwürdige Grabmäler: das der Kaiserin Anne, der Habsburgischen Stammmutter, Rudolph I. Gemahlin, und das noch weit berühmtere des Erasmus.

Die Kaiserin ward 1281 den 19. März beigesetzt: auch ihre beiden Söhne, Hartmann und Carl, sind hier begraben. Man sieht auf dem Deckel ihres Sarges ihr Bildniß im kaiserlichen Schmuck, mit einer Krone auf dem Haupt und einem Kleinod auf der Brust. Zu ihrer Linken ist das Bild ihres jüngsten Sohns Carl, der schon 1276 starb, mit entblößtem Haupt ohne Schmuck. Zwischen beiden ist der einfache Reichsadler, und unten der Habsburgische Löwe, alles in Stein gehauen.

Das Denkmal des verdienten Erasmus ist aus röthlichem Marmor. So lobpreisend die Inschrift ist, so sagt sie doch nicht zu viel von dem Mann, der, wirklich über sein Zeitalter erhaben, in jedem glänzen wird. *) Ueber

*) Sie ist wörtlich folgende:
Christo Servatori S.
Des. Erasmo Roterodamo,
Viro omnibus modis maximo, cujus incomparabilem

der der Inschrift steht sein Sinnbild, der Gott Terminus, mit den Worten: Concedo nulli. Erasmus hatte es gewählt mit Rücksicht auf die Erinnerung an den Tod. Auf dem Grabstein, der jetzt durch die Stühle bedeckt wird, steht eben dieser Gott mit der Schrift: Des. Eras.

in omni disciplinarum ge-
nere eruditionem pari con-
junctam prudentia poste-
ri et admirabuntur et prae-
dicabunt, Bonifacius Amer-
bachius, Hier. Frobenius, Nic.
Episcopius, haeredes et nuncu-
pati supremae suae volunta-
tis vindices, patrono optimo,
non memoriae, quam immorta-
lem sibi editis lucubrationi-
bus comparavit, iis tantisper,
dum orbis terrarum stabit,
superfuturo ac eruditis ubi-
que gentium colloquuturo, sed
corporis mortalis, quo recon-
ditum sit, ergo, hoc saxum
posuere. Mortuus est IV
eid. Jul. jam septuagenarius
An. a Christo nato
MDXXXVI.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Roterodamum amici sub hoc saxo condebant.

Außerdem sind noch viele andere Epitaphien und Gräber, die historisches Interesse haben, die einen mehr, die anderen weniger. Sie finden umständliche Nachricht davon in dem Büchlein, das Ihnen der Küster bei dem Herumzeigen feil bietet. *)

Auch sieht man hier den Saal, wo sich das berühmte Concilium versammlete. Der Saal ist unverändert. Selbst die Meubeln und die Decke des Tisches rühren noch von jener Zeit her.

Eine andere litterarische Merkwürdigkeit, die mich sehr interessirt hat, ist die Schriftgießerei und der Landkartendruck von Haas.

Die Schriftgießerei ist ungemein leicht eingerichtet. Er hat sehr viele Bestellungen auf

*) Beschreibung der Münsters Kirche zu Basel, samt einem Grundrisse. Basel 1788. 8.

Bayerische Staatsbibliothek München

Schriften; sonst mehr, als er befriedigen kann. Dabei denkt er, als ein wahrer Künstler, immer auf Vervollkommnung. Insonderheit befleißigt er sich auch auf schöne gothische Schriften. Er versichert mich, daß die Lateinischen keineswegs besser für das Auge wären. Die neue Ungersche soll sogar noch schlimmer seyn. Auch Didot kömmt jetzt von seiner Meinung zurück, die jenen Formen so großen Credit verschaffte. Er nähert sich vielmehr nur den Baskervillschen. Mir hat es immer so geschienen. Ich wagte aber kaum, eine Meinung zu haben, weil meine Augen weit mehr an die gothischen Buchstaben gewöhnt sind. Und Gewohnheit entscheidet doch wohl auch hierin.

Die Druckerei hat Herr Haas ebenfalls in manchen Stücken verbessert. Besonders sind seine Einrichtungen der Pressen vorzüglich. Er druckt aber keine ordinäre Sachen; nichts, als was mit einer gewissen Eleganz erscheinen soll. Daher kann es auf den Preis nicht so genau ankommen.

Den Landcharten-Druck erfand der Vater; der Sohn hat ihn sehr vervollkommnet. Jener fand viele Schwierigkeiten, weil er nicht selbst ein gelernter Buchdrucker war. Aber dieser kann alle seine Ideen realisiren, da er zugleich Steinschneider und Schriftgießer ist und dann auch selbst druckt. Daher behauptet er selbst vor Breitkopf einen großen Vorzug. Denn Breitkopf's Genie fehlte es immer an Gehülfen bei der Ausführung. So gieng es ihm auch mit manchen litterarischen Werken. Sein Magazin des Buch- und Kunsthandels war eine große, trefliche Idee. Er wandte in der That beträchtliche Summen daran. Ich bin selbst Zeuge gewesen, mit welchem Eifer er sich dieser Sache annahm. Auf Oeser's Empfehlung ward ich (1779) einer der ersten Mitarbeiter: und sehr oft habe ich mit Breitkopf über die Mittel berathschlagt, seinen Plan auszuführen. Allein das Werk erreichte nie einen gewissen Grad von Vollkommenheit. Kein anderer, als Breitkopf selbst, umfaßte das Ganze, und

er konnte sich dieser Arbeit nicht ganz widmen. *).

Die Zeichen, deren sich Haas bedient, sind mit großem Scharfsinn gewählt. Man muß bewundern, wie er größere und kleinere Berge anzeigen kann, ja sogar alle Verkettungen derselben. Bei Flüssen weiß er durch drei Stücke alle Krümmungen zu bezeichnen, sie mögen noch so verwickelt seyn. Sogar die verschiedene Stärke der Flüsse kann er, troß dem Kupferstecher, ausdrücken. Ueberhaupt bringt er die Genauigkeit bis auf einen Punkt, den selbst die Kupferstecher wohl nicht übertreffen. So fand es Moreau, unstreitig ein sehr competenter Richter. Er machte ihm große Complimente über die Karten von seinen Rückzügen.

*) Ich wünschte, diesem Zunamen und gelehrten Mann durch diese Erneuerung seines Andenkens auch ein kleines Denkmal zu setzen. Seine Verdienste scheinen mir bei weitem nicht so erkannt zu seyn, als man es ihm schuldig ist, und doch leben noch so manche vollgültige Zeugen!

Er sagte dem Künstler, es wäre ihm sehr bequem, in solcher Geschwindigkeit einen Riß gesetzt zu bekommen, den er den Generalen zur Nachachtung mittheilen könne.

Eben diese Geschwindigkeit ist der Hauptvorzug dieser Methode. Hier wird in 14 Tagen fertig, woran der Kupferstecher vier Monathe arbeiten müßte. Was diesem am schwersten ist, die Schrift, wird dem Landkartendrucker am leichtesten.

Die größte Karte, die er noch bisher geliefert hat, ist die von Polen; sie ist doch nur in kleinem Landkartenformat. Die anderen, die von der Schweiz, von Italien, von der Neutralitätsdemarcationslinie sind etwas kleiner. Um in das Große arbeiten zu können, müßte er Gehülfen haben, die er noch nicht hat. Bisher hat er alles selbst machen müssen. Wenn es mehr in das Große gienge, könnte die Arbeit auch wohlfeiler gemacht werden, was bisher ebenfalls nicht möglich war.

Haas hat auch 1000 in einem harten Metall gegossene Antiken zu Pettschaften, zu dem äußerst wohlfeilen Preis von 40 Kreuzer das Stück. Von allen hat er Abdrücke von Siegellack in Büchern mit Nummern, die auf den gedruckten Katalog verweisen. Man kann auch die Abdrücke besonders kaufen.

Von Mechelns Institut kennen Sie. Er ist eigentlich Kupferstecher. Alles wird unter seinen Augen gestochen und dann mit der Hand illuminirt. Mit großem Vergnügen habe ich seine ersten Arbeiten gesehen; auch die ersten in der jetzigen Manier, die schon über dreißig Jahre alt sind.

Man hat einen Catalog aller seiner Stücke. Es sind aber seitdem einige neuere hinzugekommen; besonders zwei Stücke vom Rheinfall bei Nacht und bei Sonnenschein. Sein Lieblingswerk ist das Cabinet von Hedlinger: das ist auch das erste in der Art. Sie finden bei ihm eine vollständige Sammlung aller

seiner eigenen Stücke, insonderheit alle Schweizergegenden oben in dem Saale, wo das Magazin ist. Diese Sammlung gewährt einen ungemein interessanten Anblick. Jetzt arbeitete er an der großen Charte von der Schweiz, die Weiß nach zwanzigjährigen Bemühungen herausgiebt. Sie wird zur Berichtigung in allen Cantonen herumgesandt. Das Werk ist einzig an Genauigkeit und Vollendung. Es ist um desto verdienstlicher, weil wir noch durchaus keine zuverlässige Charte haben. Auch die Ausführung wird sehr vorzüglich. Ich habe die Skitze des Ganzen gesehen; und zwei schon fertige Spezial-Charten. Eine davon bringe ich zur Probe mit. Sie enthält die Gegend um Thun. Die Berge sind darauf in einer ganz neuen Manier so schattirt, daß Sie einen möglichst anschaulichen Eindruck bekommen. Nach der Vollendung des Ganzen will man eine Generalkarte geben; auch noch eine kleinere Karte nach der neuen Eintheilung der Schweiz.

Ueberdieß hat Mecheln ein Cabinet von Gemählden und Kupferstichen, das mehrere ausgezeichnete Stücke enthält.

Ich bemerkte besonders ein Originalgemählde von von Mecheln, dem Erfinder der Kupferstecherkunst, von dem er den Nahmen hat, ohne mit ihm verwandt zu seyn. Ferner ein Gemählde auf Glas: la Solicitude d' une mere dans l' Eternité nach Freudweiler, das schöne Pendant zu der Abbildung des Grabmahls von Hindelbank.

Unter den Kupferstichen zeichnet sich der von der Peterskirche in Rom aus, durch den erstaunenden Fleiß des Künstlers. Das Stück ist etwa hundert Jahre alt. Der Künstler machte nur hundert Abdrücke davon. Diese verkaufte er, nach damaligen Preisen, sehr wohlfeil. Da er aber eine andere Arbeit machen wollte, schliff er aus Geldmangel diese Platte ab. Kaum hatte er es gethan, als man 500 Abdrücke verlangte. Ueber diesen Unfall ward er höchst melancholisch.

Von Battoni's Maria Magdalenen sah ich einen Kupferstich von einem Künstler in Dessau neben dem Stich von Bause. Jener schien mir den Vorzug zu verdienen.

Auch sah ich die Ausführung einer sonderbaren Idee Lavaters, die Gradation der Ausbildung des Geistes von einem Froschkopf bis zu dem Profil des Aristoteles in vier und zwanzig Abstufungen. Man stößt allerdings auf einige treffende Bezeichnungen: aber man kann sich auch nicht läugnen, daß viel Ueberspanntes darin ist.

Einen anderen verdienten Künstler lernte ich an Biedermann kennen. Er arbeitet jetzt an Prospectgemählden von der Schweiz, die ein sehr ausgezeichnetes Werk werden. Sieben davon habe ich gesehen: Sie sind vortreflich. Zwei und zwei gehören immer zusammen. Dieser Mann hat ein ganz entschiedenes Talent zum Zeichnen. Wir alle haben in Rastadt oft die Sammlung seiner Handzeichnungen bewundert;

welche die Deckersche Buchhandlung ihm abgekauft hat. Es sind ganz vortrefliche, auch große, Stücke darunter. Sie kosten das Stück sechs, sieben auch acht Louisd'or. Diese Zeichnungen werden bald eine große Seltenheit. Biedermann macht nie mehr als ein Exemplar, und jetzt macht er keine mehr in der Art. Sie müssen eine trefliche Verzierung für Zimmer abgeben. Wirklich, lieber Münter, man mögte sich Reichthum wünschen, wenn man auf solche Gegenstände der Anwendung stößt.

Die nähere Bekanntschaft des Herrn Schöll, des Mitinteressenten und Vorstehers der Deckerschen Buchhandlung in Basel, war mir ungemein angenehm. Ich fand an ihm einen Mann von eben so gefälligem Charakter, als vorzüglicher Kenntniß und litterarischer Bildung. Ein solcher Buchhändler ist dem Freunde der Litteratur unendlich wichtiger als manche Gelehrte von gewöhnlichem Schlage, der Halbgelehrten und eingebildeten Genies nicht einmal zu gedenken.

In den wenigen Stunden, die ich in seinem Laden zubringen konnte, lernte ich mehrere besonders interessante Werke kennen. Und ich erfuhr, im Vorbeigehen, eine Menge der lehrreichsten Anekdoten, zur Kenntniß des jetzigen Zustandes der Litteratur in der Schweiz.

Ich sah bei ihm die neue Ausgabe des Virgil mit treflichen Kupfern bei Didot in groß Folio auf Velin Papier: einen der schönsten Drucke, die man sich denken kann. Dabei ist der Druck so correkt, daß er in der Vorrede sagt, er wolle fast für Druckfehler einstehen. Von dieser Ausgabe sind überhaupt nur 250 Exemplare gedruckt. Das Exemplar kostet 25 Louisd'or auf Subscription.

Schöll oder die Deckersche Buchhandlung vertreibt sehr viele französische Schriften. Die Lage von Basel ist dazu ungemein bequem, und die Einsicht und Betriebsamkeit des Vorstehers der Handlung verschafft dem Unternehmen den besten Fortgang. Er verbindet damit zugleich

eine eigene Buchdruckerei und eine Buchbinderwerkstätte. Alle französische Werke werden nur gebunden oder geheftet verkauft, und man muß gestehen, daß diese Sitte viel vorzügliches hat. Die unangenehmen Defecte werden auf diese Weise fast ganz vermieden.

Aber welcher Artikel glauben Sie wohl, ist ihm der einträglichste unter allen?

Der Baseler Kalender, besonders der große Kalender in Quart, der hinkende Bote genannt.

Dies litterarische Produkt verdient es schon seiner Eigenthümlichkeit wegen, daß ich Ihnen eine genauere Beschreibung davon mache.

Die Fabrikation beschäftigt Jahr aus Jahr ein sechs Menschen. Es werden vierzig tausend Exemplare davon abgesetzt, in der Schweiz, in dem südlichen Deutschland, im Elsas. Der gewöhnliche Kalender enthält auf jeder Seite einen Monat, mit allen astronomi-

schen- und Witterungszeichen, auch untermischten Reimen. Unten steht ein moralischer Vers. Auf der Seite gegen über finden Sie zuvörderst abermals Witterungszeichen; dann in gespaltenen Columnen ökonomische Bemerkungen und das Register der Jahrmärkte vieler Oerter in der Schweiz, Frankreich, Italien und Deutschland in demselben Monath. Dann folgt eine Aderlaß-Tafel oder sogenannter Juden-Calender, eine Vorschrift aus dem Geblüt die innerlichen Gebrechen des Leibs auch die Gesundheit zu erkundigen, mit des Laßmännleins Figur, und die astrologische Practika, worinn eine Beschreibung der vier Jahrszeiten, der Frucht- und Unfruchtbarkeit, der Krankheiten und der Sonn- und Mondsfinsternissen. Darauf kömmt noch die Zeitrechnung; ein Verzeichniß der vornehmsten königlichen und fürstlichen Personen in Europa und einiger außer Europa; Angabe der Größe, Bevölkerung, Staatseinkünfte und Kriegsmacht der vornehmsten europäischen Staaten. Diese drei Rubriken sind freilich Veränderungen unterworfen. Man sieht ihnen die

Redaction der neueren Zeit gleich an. Sogar der Anfang der Römischen und Cisalpinischen Republik, und der einen und untheilbaren helvetischen Republik kömmt darin vor. Aber alle übrigen Rubriken müssen immer unverändert bleiben. In der Form darf nicht das mindeste geändert werden. Auch der weitläuftige Titel mit der Mischung rother und schwarzer Buchstaben und der Holzschnitt, auf welchem der Basler hinkende Bote leibhaftig paradirt, und die wunderliche Schlußformel ist in der 123sten Ausgabe auf das Jahr 1799 wieder erneuert, wie es von Alters her gewesen ist. Hingegen bei dem zweiten Theile hat der Herausgeber freie Hand. Dieser führt die Rubrik: Fortsetzung der jährlichen Geschichten oder Beschreibung der merkwürdigsten Begebenheiten, welche sich hin und wieder in der Welt, sonderlich aber in Europa, zugetragen haben. Die Rubrik zwar und der überstehende Holzschnitt muß auch bleiben, wie gewöhnlich: aber die Aufsätze selbst kann der Herausgeber den Bedürfnissen der Zeit gemäß ein-

richten, wenn er nur nicht verabsäumt, sie mit Vorstellungen der merkwürdigsten Begebenheiten in Holzschnitten zu belegen. Hier also kann er auf gemeinnützige Aufklärung wirken; Sie finden auch wirklich in dem Calender, den ich Ihnen beschrieben habe, mehrere in dieser Rücksicht zweckmäßige Aufsätze. Ich freue mich um so mehr darüber, weil ich noch immer gerade den Kalender für das beste Vehikel halte, dem gemeinen Manne richtige Begriffe und nützliche Lehren beizubringen, denen Sie nicht leicht auf einem anderen Wege so gut Eingang verschaffen.

Unter den Spaziergängen in der Stadt sind die auf dem Peters Platz und auf der Pfalz oder dem Münsterplatz die beliebtesten. Jener empfiehlt sich besonders durch die schönen Pflanzungen. Die Pfalz ist 64 Schuhe über die Oberfläche des Rheins erhaben. Sie ist wegen der Aussicht über den Rhein berühmt. Schon Kaiser Heinrich 2. legte sie an; auch sieht man sein Bild noch an der hohen Mauer gegen den Rhein an dem steinernen Erker. Im

Jahre

Jahre 1512 ward der Platz verschönert. Damals stand hier noch eine alte, ungeheuere Linde, welche mit einer doppelten Säulenreihe unterstützt war, und 250 Schuh im Umkreis hielt. Sie ward erst in diesem Jahrhunderte weggenommen. An ihrer statt pflanzte man zwei Reihen wilder Kastanien und setzte Bänke zur Bequemlichkeit der Spaziergänger.

Um diese Aussicht noch besser zu genießen, muß man auf den Thurm der Kirche steigen. Von hier übersieht man die Lage der Stadt, den Rheinlauf, den Zusammenfluß mit der Birs, die ganze umliegende Gegend. Zwar ist die Höhe nur mäßig; aber der Gesichtskreis ist dennoch sehr weit. Er reicht gerade vor bis an die Schwäbischen Berge, seitwärts bis an die Voghesen; hinterwärts und zur Rechten wird er durch die fernen Gebirge des Jura begränzt. Eben diese Aussicht hat man von einem ziemlich hohen Berge etwas rechts von der Landstraße nach Lörrach, drei Stunden von Basel. Nur sieht man von dem letzteren Standpunkte noch

weiter hinein in Schwaben, aber nicht so viel von den Voghesischen Gebirgen.

Von dem Wall sah ich das Haus, was der bedaurenswürdige Barthelemy bewohnte. Jetzt gehört es dem bekannten Ochs. Hinter dem Hause ist ein hübscher Garten und ein Weinberg. Dieß Boskett war Barthelemy's Lieblingsaufenthelt. Noch kurz ehe er wegreisete, gieng er wehmüthig darin spazieren. In diesem Boskett ward auch der Friede mit Spanien unterzeichnet, ehe irgend jemand einmal wußte, daß die beiden Minister sich sähen. Der Spanische Gesandte wohnte in einem Hause, dessen Pforte der Wand von Barthelemy's Garten gerade gegen über ist. Nun machte man eine kleine Thür in jener Wand, und durch diese gieng der Spanische Gesandte des Nachts heimlich zu dem Französischen.

Barthelemy hatte persönlich viel Verdienst um den Frieden mit Preussen, wodurch Frankreichs Angelegenheiten so sehr gewannen. Es soll ein sehr guter, sanfter Mann seyn. Man

liebte ihn allgemein und ehrt noch jetzt sein Andenken, als ob er immer in dem Directorialpallast säße. Wenn nicht sein Posten Zurückhaltung heischte, liebte er es, daß man aufrichtig mit ihm redete. Als er in das Directorium gewählt war, sagte ihm jemand: Vous avés donc accepté? ie ne Vous en fait pas mon compliment. Er antwortete: er habe es nicht abschlagen können; seine Lage nöthige ihn anzunehmen. Aber es war, als fühlte er sein Schicksal vorher. Er war bei der Abreise aus Basel sehr betrübt. Für die Menschen, mit denen er regieren sollte, war er zu gut und zu schwach. Wäre er in der Schweiz geblieben, so hätte vielleicht das Schicksal des Landes eine andere Wendung genommen.

Jetzt scheint es darauf angelegt zu seyn, Basel wie Genf zu ruiniren. Die Franzosen mögten gern die Stadt und das Gebiet bis an die Birs haben. Dann werden sie zugleich Herren der Anhöhen, die Basel dominiren; sonst kann die Stadt sich nicht halten. Dies

Anhöhen liegen alle an der rechten Seite der Birs. In militairischer Rücksicht soll diese Besitzung von großer Wichtigkeit seyn.

Daher wird auch alles vorbereitet, um die Sache einzuleiten. Heimliche Emissarien und französisch = gesinnte Bürger suchen Suppliken um die Vereinigung mit Frankreich zu veranlassen. Besonders sollen die Einwohner durch ihr Handelsinteresse dazu bewogen werden. Man sagt ihnen, Frankreich würde sie sehr chikaniren. Noch mehr würde es sie drücken, wenn sie nun auch der Schweizer Republik Abgaben entrichten müssen. Abgaben wären jetzt unvermeidlich. Sie müssen nothwendig die Industrie treffen. Basel würde also vor anderen Städten leiden. Und man wisse noch nicht einmal, wie viel sie zahlen müsten. Hingegen die große Republik gewähre ihnen die vollkommenste Handelsfreiheit, den kräftigsten Schutz für ihre Industrie. Solche Motive müssen auf die fleißigen, sparsamen Baseler viel wirken. Ist der Erfolg einmal erreicht, so kömmt es nachher nicht so genau darauf an, wie viel Wahr-

heit darin lag. Man nennt es gleichwohl nachher einen freien Entschluß. Indeß bin ich doch nicht gewiß, ob die Maschinerie auf diese Art gehen wird. Die Baseler sind zu anhänglich an ihre alten Formen, und zu furchtsam wegen ungewisser Folgen. Sie fügten sich zwar zeitig genug in die Revolutionirung der Schweiz, aber immer nur aus Anhänglichkeit an Ruhe, um ihr Vermögen beisammen zu halten. Zu neuen Veränderungen scheinen sie nur wenig aufgelegt zu seyn. Wird ihnen nicht die Gefahr für ihren Geldbeutel viel näher gerückt, so werden sie es erst darauf ankommen lassen, wie es nach dem Handelstractat mit Frankreich wird, woran man jetzt arbeitet.

Ich gestehe Ihnen, daß mir diese Reunionsprojecte doppelt widrig waren, als mir mein Begleiter auf dem Spaziergange nach Mayenfels das Schlachtfeld von St. Jacob zeigte. Hier war es, wo im August 1444 ein Haufe von 1200 Schweizern der Armee von 30000 Mann einen ganzen Tag lang widerstand. Der

Dauphin, nachmals König Ludwig 11. führte selbst die Franzosen an. Ihre Uebermacht vernichtete die Feinde, aber besiegt wurden sie nicht. Man wird an Ort und Stelle von dem Andenken solcher Thaten mit unwiderstehlicher Gewalt ergriffen. Mag sich die Kriegskunst geändert haben, wie sie will, wer kann sich des Glaubens erwehren, daß die Schweizer bei einem gleichen Sinn auch jetzt nicht in der Franzosen Händen seyn würden? Herrschte in Basel noch solche Einigkeit, wie damals, so würde wohl niemand von der Reunion träumen.

Mayenfels ist ein angenehmes Landhaus des ehemaligen Bürgermeisters Burkhard. Man sieht von der Terrasse den Platz, wo Augusta Rauracorum stand, die Munatius Plancus unter Kaiser August erbauete. Hier fanden sich noch interessante Ueberbleibsel eines alten Theaters und Tempels.

Noch näher bei der Stadt liegt St. Margarethen, ein ehemaliges Kloster auf einem Hügel, das Bruderholz genannt. Es liegt

nur eine Viertelstunde von der Stadt, parallel mit derselben. Man hat hier eine angenehme Aussicht über die Stadt um die fruchtbare Gegend weit umher. Berge zeigen sich nur in der Ferne in dunkeln Umrissen; auch erscheinen sie nicht sehr hoch. Diese Aussicht macht einen auffallenden Kontrast mit so manchen in größerem Stil, die ich kurz vorher gesehen hatte, auch mit dem wilden Charakter des Münsterthals. Für mich liegt in dieser Abwechslung ein eigener Reiz. Es ist, als machte die Natur einen Uebergang, um die Schweiz mit den ebenen Kornfeldern Schwabens in Verbindung zu bringen.

Der Hüninger Brückenkopf liegt eine halbe Stunde von Basel. Man kömmt durch ein Dorf, indem man den Weg nach Freiburg rechts liegen läßt. Von diesem Dorfe geht der Weg gerade an den Strand herunter. Hier ist auch der Platz, wo die Lachse gefangen werden.

Dieser Lachsfang ist sehr ergiebig. Die Rheinlachse werden von Kennern für vorzüglich schmackhaft gehalten. Sie sind von verschiedener Größe: am häufigsten zwischen 5 und 15 Pfund. Einmal ward einer von 52 Pfund gefangen. Noch in diesem Jahre wog einer 43 Pfund. Um zu verhüten, daß die angränzenden Bewohner sich nicht den Fang gegenseitig verderben, haben die Baseler, die Klein-Hüninger Gemeine im Kanton Basel und die Groß-Hüninger im Elsas sich darüber verglichen. Von Morgens 9 Uhr bis Abends 6, hat jede Gemeine, so lange der Fang dauert, abwechselnd eine Stunde zu ihrem Fang. Sie thun jede drei Züge in abnehmenden Kreisen. Man wirft das Netz aus einem Boot, das den Zirkel beschreibt, und zieht es dann an das Land. Jeder Zug dauert etwa fünf Minuten. Ungeachtet des regelmäßigen Mechanismus ist doch immer alles in voller Erwartung. Oft wird sie getäuscht; sie sind aber auch mit wenigem zufrieden. Das Pfund kostete damals zwölf Kreuzer. In der ganzen Einrichtung herrscht die

größte Ordnung. Man hat nie von Streit gehört. Gleichwohl leben viele Menschen fast ausschließend davon. Gewöhnlich sind in jedem Boot zehn Menschen.

Während daß die Baseler ihren Fang geendigt hatten, gieng ich vom Strande weg nach dem Brückenkopf.

Ein Arm des Rheins, der jetzt aber trocken war, bildet die Schuster-Insel. Sie hatte ehemals einen anderen Nahmen. Die Oesterreicher gaben ihr diesen von dem Gewerbe des Bewohners. Es ist nur eine kleine Insel. Sie gehört halb Baden und halb dem Canton Basel. Auf dieser Insel waren die eigentlichen Werke des Brückenkopfs. Jenseits des Arms des Flusses waren nur leichte Werke. Jetzt war der Fleck öde. Und dieser Fleck hat so vielen tausenden das Leben gekostet.

Die Festungswerke sind nun alle von Grund aus gesprengt. Dieß geschah nicht, als die Franzosen sie 1748 zurückgaben. Damals

trug man bloß den Wall ab, und füllte damit den Graben aus. Die acht Fuß hohe Mauer blieb stehen. Das wußten die Franzosen. Sie hatten noch in ihren Archiven in Paris die Zeichnungen. Daher konnten sie hier so leicht wieder eine gewaltige Festung aufführen. Jetzt ist man klüger geworden. Man hat sich bei der Schleifung nicht auf die Treue des Besitzers allein verlassen. Unter gegenseitiger Aufsicht haben hundert Mann in sechs Wochen alles minirt und gesprengt.

Die Französische Festung Hüningen, der Insel gegen über, ist ein kleiner Ort. Die Festungswerke sind unbedeutend und nicht ausgebauet. Sie wurden angefangen, um Basel zu schrecken, das man von daher beschießen kann; allein nachher ließ man die Arbeit liegen.

Hier sah ich auch genau die Stelle, wo die Neutralität des Schweizer Bodens, nach Behauptung der Franzosen, verletzt ward. Ein Detaschement Oesterreicher marschirte durch das

Baselsche Dorf Klein-Hüningen. So kamen sie der Brückenschanze unerwartet von der schwachen Seite an. Das veranlaßte den bekannten Prozes gegen die dort commandirenden Baseler Offiziere.

Dagegen sagen die Oesterreicher, die Franzosen wären von Hüningen aus mit Schiffen an der Baseler Seite herunter gegangen, um Verstärkung in die Brückenschanze zu werfen. Nur unter dieser Begünstigung wären sie ihren Kanonen entgangen.

Beide Vorwürfe mögen nicht ohne Grund seyn. Aber es ist eben so gewiß, daß die Schweizer nicht Mittel genug hatten, diese Verletzung auf der Stelle abzuwehren. Wenigstens hatten die Franzosen offenbar den schwächsten Grund zu klagen. Sie sahen das auch selbst ein, und gaben am Ende die Verfolgung der schon einmal verurtheilten Offiziere auf.

Man sieht schon von dem Wall aus, ja von der Stadt selbst, Hüningen sehr deutlich.

Das ganze Bombardement der Brückenschanze im Januar 1797 übersah man hier vollkommen. Die Häuser in Basel zitterten von dem schrecklichen Feuer. Man sah auch, wie die Oesterreicher Sturm liefen. Er wäre ohne Zweifel gelungen, wenn die Unternehmung nicht verrathen worden wäre. Aber die Franzosen waren so gut unterrichtet, daß sie zeitig Truppen vorrücken ließen. Darüber verloren die Oesterreicher so viele brave Leute ohne allen Nutzen.

LXII.

Hölle, den 17. Jun. 1798.

Ich schreibe Dir aus der Hölle, mein lieber Bruder; aber ich mögte meinen Aufenthalt lieber das irdische Paradies nennen. Von allen reizenden Gegenden der Schweiz gebe ich keiner den Vorzug.

Von Basel wollte ich über St. Blasi und den Schwarzwald gehen. Der kürzeste Weg ist über Lörrach. Dann sind es nur neun Stunden. Allein man rieth mir, über Rheinfelden und Lauffenburg zu gehen, der schnelleren Beförderung wegen. Dieser Weg ist viel weiter. Zwar ist die Rheinstraße schön; allein jener Weg, der in das Gebirg geht, ist interessanter und romantischer.

Man kann von Basel nach Rheinfelden an beiden Seiten des Rheins gehen. Die linke

über Augst soll interessanter seyn. Ich fuhr auf der rechten, weil ich nicht ausdrücklich es anders verlangt hatte.

Es sind vier Stunden. *) Der Weg ist durchaus eben. Man hat den Rhein zur Rechten; jenseits die Schweizerischen Felder und den Anfang der Juraberge ganz nahe. Links sind fruchtbare Felder und sanfte Anhöhen. Die Fruchtbarkeit des Bodens zur Linken ist auffallend größer. Nachher kömmt man weiter von dem Rhein ab; bei Warmbach geht es wieder nahe an das Ufer. Bei Rheinfelden führt die Brücke über den Rhein.

Der Weg von Rheinfelden nach Lauffenburg bleibt bis Stein eben der, als nach Brugg. Bei Stein dreht er sich links gegen den Rhein. Man behält den Rhein immer zur Linken. Doch könnte man auch rechts gehen über Sickingen. Dieser Weg wird nicht

*) Oerter: Kreuzach 1 St., Wyl 1 1/2 St., Warnbach 2 3/4 Stunden.

weiter seyn. Allein jener ist die eigentliche Straße.

Die Aussicht zur Linken ist angenehm. Du siehst über den Rhein weg, und die Ebenen an demselben auf die Anfänge des Schwarzwaldes, die sich hier erheben.

Der Schwarzwald ist eine weite Berggegend in Vorderösterreich und Schwaben. Sie ist eigentlich Fortsetzung der Schweizergebirge, die nur der Rhein unterbricht. Wie diese werden die Berge stark von Thälern durchschnitten. Auch ist die Beschaffenheit des Bodens fast dieselbe. Die Thäler haben treflichen Wieswachs: die Bergrücken sind meist bis an den Gipfel tragbar. Sie sind größtentheils mit Tannen und Fichten bedeckt; daher hat die Gegend ihren Nahmen erhalten. Sie ist stark bewohnt. Die Einwohner sind nicht begütert und nicht arm; aber ehrlich, stark, andächtig und von stiller Gemüthsart. Sie haben meistens eine bräunliche Gesichtsfarbe. Zu den schönen Menschenraçen gehören sie nicht.

Hier geht der Schwarzwald in gerader Linie der Breite bis nach Freiburg. Dann streckt er sich der Länge nach in einer schiefen Linie viel höher hinauf. Er nimmt nämlich seinen Anfang am Ende des Murgthals, und geht herunter bis Tübingen. Man findet viele romantische Stellen darin; fast eben die Abwechslung als in den Jura-Gebirgen.

Eine Stunde vor Lauffenburg kömmt man durch das Dorf die Süßlen. Nachher geht es einen kleinen Berg hinan, an dessen Fuß Lauffenburg liegt. Von dieser Höhe hat man den vorzüglichsten Gesichtspunkt in dieser Gegend.

Der Weg ist etwas steinig; nicht so gut als vor Stein.

Lauffenburg, sechs Stunden von Rheinfelden, liegt an beiden Seiten des Rheins. Die Stadt ist klein; ziemlich gut gebauet. Man fährt in der Stadt über den Rhein, der nun wieder rechts bleibt. Bei dieser Brücke

ist

ist der Rheinfall. Der Fluß wälzt sich über Felsenstücke in ein beträchtlich tieferes Bett.

Der Weg ist wie der vorige. Eine halbe Stunde von Lauffenburg kömmt man durch das Dorf Lutlingen; nachher einen Berg hinauf zu Hauenstein, einem alten Schloß, das sehr angenehm am Rhein liegt. Albrug, anderthalb Stunden von Lauffenburg, lehnt sich mit der einen Seite an den Rhein. Hier erweitert sich das Thal. Es ist ringsum von Bergen umgeben, in unmerklichen Erhöhungen und ungemein fruchtbar. In diesem Thal liegt Dogern 2¼ Stunden von Lauffenburg. Zur Linken sieht man wieder Weinberge. Rechts über eine schöne Ebene hinaus, wo das Schloß Dornach liegt, zeigt sich der Rhein; jenseits desselben, ganz nahe, die Schweizergefilde.

Vor Waldshut ist von einer kleinen Höhe eine angenehme Aussicht über die Stadt und die zunächst umliegende Gegend.

Waldshut liegt drei Stunden von Lauffenburg in einer Bucht am Rhein. Sie ist die kleinste von den drei Waldstädten, und scheint auch am wenigsten wohlhabend zu seyn. Vor der Stadt ist ein kleines Kapuziner-Kloster.

Von Waldshut bis nach St. Blasi sind nur fünf Stunden. Allein die Postmeister fordern, so viel sie wollen, weil es keine bestimmte Poststation ist. Ich mußte sieben Gulden zahlen.

Gleich hinter Waldshut geht es den hohen Spital-Berg hinan. Der Berg ist ganz mit Holz bewachsen, er gehört schon zum Schwarzwald. Man sieht ihn jetzt zuerst, ob er gleich sehr hoch ist. Vor Waldshut bedeckten die vorliegenden niedrigern Berge die Aussicht. Auf der Höhe dieses Berges sieht man sehr weit über den Lauf des Rheinstroms das Frickthal und einen Theil des Gebiets von Basel. Die Spitze rechnet man auf eine Stunde von Waldshut.

Nun bleibt man bis Hohenschwand drei Stunden lang immer in einer sehr hohen Gegend. *) Es giebt also keine frappante Aussichten. Aber zu bewundern ist es, daß so hoch hinauf Korn gebauet wird. Gleichwohl ist der Boden nur mäßig und sehr steinig. Die Häuser der Landleute sind hier wieder wohl so hoch als die im Canton Basel und der umliegenden Gegend; aber sie haben nicht die vorgebaueten Gallerien.

Hinter **Hohenschwand** geht es den Berg hinab. St. Blasi liegt in der Tiefe. Hier hat man eine trefliche Aussicht auf die Tiefe und die Berge, die sich unmittelbar in denselben wieder erheben. Sie sind alle mit Holz bewachsen.

Ungefähr eine halbe Stunde weiter kömmt man zu verschiedenen Häusern, die **Hüser**

*) Oerter: **Waldkirch** 1 1/2 St., **Baholz** 2 St., **Defenhuysen** 3 St., **Hohenschwand** 4 Stunden.

heissen. Von hier ab geht der Berg noch schneller herunter. Nun erst sieht man den Knopf des Thurms von St. Blasi ganz in der Tiefe im Walde hervorschimmern. Allmählig entwickelt sich das Thal. Mitten zwischen Bergen, alle mit Wald bedeckt, streckt sich ein schmahles, liebliches, fruchtbares Thal von dem reizendsten Räsenteppich. In dem Thal rauscht die Alt, über die man schon von Waldshut kömmt. Wenn man sich dem Kloster nähert, sieht man ein Lusthaus über den Fluß, der hier einen kleinen Fall macht.

Das Kloster liegt in einer der rauhesten Gegenden des Schwarzwaldes. Indeß ist sie hier in hohem Grade cultivirt. Das Kloster hat schöne Weiden und einen treflichen Garten.

Das Gebäude ist groß und prächtig. Es ist seit 1767 ganz aufgebauet. Damals ward das ganze Gebäude mit der Bibliothek und dem reichen Vorrath von Handschriften ein Raub der

Flamme. Sie kam im Sommer in der Mittagsstunde aus.

Man erstaunt, daß alles seit dem so wieder hergestellet ist. Besonders wunderte ich mich, die Bibliothek wieder so gut besetzt zu sehen. Sie zählt gegen 18000 Bände. Man sieht bei der Wahl vorzüglich auf allgemeine Brauchbarkeit. Die Bibliothek steht in einem einfachen runden Sallon, durchaus nicht prächtig, aber sehr geschmackvoll. An den Saal stossen verschiedene Cabinette. Oben sind immer dieselben Fächer, als unten. Am stärksten ist die Kirchengeschichte besetzt, und die Litterairgeschichte nebst ihren Hülfsmitteln. Sie haben auch wieder verschiedene Handschriften von Werth. Außerdem besitzen sie eine schöne Sammlung von Kupferstichen und Münzen.

Diese Benedictiner haben sich immer ausgezeichnet durch ihre Liebe und Thätigkeit für Wissenschaften. Jedem ist unbenommen, ein Fach nach seiner] Wahl zu studieren. Sie ar-

beiten auch gemeinschaftlich. Jetzt wird wieder an der Germania sacra gedruckt. Die Kirchengeschichte hat noch viele Bereicherungen dadurch zu hoffen.

Die Congregation ist ganz für sich. Der Abt ist das Haupt. Ihre Anzahl beträgt überhaupt 110 Mönche. Allein viele sind außerhalb des Klosters. Sie versehen auch den Gottesdienst überall in den Pfarreien auf dem Lande. So machen sie sich auf mannigfaltige Weise nützlich und um die bürgerliche Gesellschaft verdient.

Das Kloster oder die Abtei, wie sie heißt, hat große Besitzungen. Der Abt hält auch einige Soldaten: übrigens ist sein Hofstaat nicht groß.

Die Kirche ist in einem besonders edeln und schönen Geschmack. Es ist eine Rotunda. Die Colonnade, worauf das ganze obere Gewölbe ruhet, zeugt besonders von großer Kunst. Man kann das am deutlichsten von außen sehen.

Aller Marmor in der Kirche ist aus den Brüchen im Schwarzwalde. In einer Kapelle am Altar sind an acht verschiedene Arten von Marmor angebracht.

Diese guten, fleißigen Mönche mußten auch vor den Franzosen flüchten. Sie hatten schon alles eingepackt, als das Glück sich wandte. Man behauptet, die Franzosen hätten den Untergang der Abtei beschlossen. Eine Ursache wußte sich niemand anzugeben; vermuthlich war es die allgemeine: auri sacra fames.

Bei dem letzten Einfall drangen schon 400 Mann in den Schwarzwald vor, um die Verbindung zwischen Freiburg und dem Rhein zu öfnen. Diese wollten im Vorbeigehen auch St. Blasi verwüsten. Allein die frommen Bauern schützten ihre Herrschaft. Sie sollen die Franzosen in den Bergschlünden gänzlich aufgerieben haben.

Wirklich ist eine Anstalt, wie diese, wahrer Gewinn für die Wissenschaften. Ein solches

Beisammenleben ermuntert zu gemeinschaftlichen Studien. Auch dünkt mich, die Lage der Abtei befördert das Studieren. Sie ist ganz romantisch. Ich fand eine große Aehnlichkeit mit der von Einsiedeln. Allein St. Blasi ist nicht in dem melancholischen Geschmack. Man wird immer eher dort als hier fromme Müßiggänger vermuthen.

Von St. Blasi geht nach dem Steig oder dem Paß, den man die Hölle nennt, ein naher Weg über die Berge, von vier höchstens fünf Stunden. Dieser Weg ist äußerst romantisch und giebt gerade die schönsten Aussichten. Man kann ihn aber nicht ohne Führer nehmen; auch ist er nur zum Reiten.

Indeß ist auch der Fahrweg einige Stunden näher, als der über Neustadt, wohin die gewöhnliche Landstraße von Freiburg nach Augsburg geht, welche durch die Hölle führt.

Bis Hüsere nimmt man den vorigen Weg. Dann geht es links den hohen Husemer

Berg hinan. Hier bemerkte ich, daß es auch in den Bergweiden des Schwarzwaldes eine Alpenwirthschaft giebt, wie in der Schweiz. Doch sieht man auf den Bergen nur selten Hütten.

Von der Höhe hat man eine sehr weite Aussicht. In der Tiefe macht die Abtei eine ungemein schöne Gruppe.

Der Weg geht wieder etwas bergab. Man kömmt in ein ziemlich weites, fruchtbares Bergthal *).

Das Blasische Gebiet geht an dieser Seite nicht weit. Man kömmt in das Fürstenbergische. Dieses geht bis eine halbe Stunde vor dem schwarzen Bären.

Gleich hinter Dreselbach geht es bergab. Die Schwarze rauscht lieblich im Thal. Auf das Thal hat man eine schöne Aussicht im

*) Oerter: Seebrück 2 St., Fulefürst 2 1/2 St., Dreselbach 3 Stunden.

Herabfahren. Es geht bis Lenzkirch, vier Stunden von St. Blasi. Nun kömmt wieder ein hoher Berg, der Segemer-Berg. Auf dem Berge liegt die Kirche Seig, $4\frac{1}{2}$ Stunde von St. Blasi. Du siehst von der Höhe herab auf weite Abhänge von Bergen, die sich nach allen Seiten entfalten.

Indem Du so herunter fährst, hast Du erst ein reizendes Thal zur Rechten, nachher durch Krümmungen des Weges zur Linken, und zugleich ein anderes zur Rechten. Das eine dieser Thäler ist merklich höher als das andere. Diese Stufenfolge giebt der Gegend einen ganz eigenen Reiz. Unten im Thale kömmst Du zu einem kleinen See, den Ditter-See. Er ist ringsum eingeschlossen von fruchtbaren Bergrücken, die mit lieblichen Weiden oder frischem Laub prangen. Verschiedene einzeln liegende Häuser beleben die Szene durch die Erinnerung an stärkere Cultur.

Aus diesem treflichen Thale geht es wieder allmählig etwas bergauf bis zum schwarzen

Bären. Bei diesem großen Wirthshause schlägt die Landstraße ein, die von Neustadt kömmt. Es liegt fünf Stunden von St. Blasi und noch eine Stunde von der Hölle.

Eine Meile geht es hinter dem schwarzen Bären immer so zwischen Bergrücken fort. Zur Seite behältst Du ein angenehmes, schmahles Thal.

Endlich geht es dicht vor dem Wirthshause den Berg vollends herunter und zwar sehr schnell. Dieser Berg wird der Teufelsstieg genannt. Die Szene ist einzig.

Du blickst in den Wald von schwarzen Tannen zu Deinen Füßen als in einen bodenlosen Schlund. So wie die Krümmungen herabführen, ändern sich die Gruppen. Dennoch bleibt bei aller Mannigfaltigkeit der Charakter immer derselbe. Ringsumher siehst Du immer nur in den Wald. Und jetzt erblickst Du in der schaudernden Tiefe keinen scheußlichen Abgrund, sondern ein Thal, als einen kleinen Fleck des

sanftesten Rasens. Du steigst weiter herab: das Thal entwickelt sich etwas mehr. Es ist ein schmahles Thal, fast zwei Stunden lang. Man sollte glauben, es wäre nur wenige Minuten. Du kommst näher. Das Thal verlängert sich. Der Rothbach rauscht vernehmlich zur Linken: aber man sieht ihn nicht. Nur durch das Rauschen wird die Stille der Natur unterbrochen, oder hie und da durch das Geläute der Schelle der vergnügten Kuh — denn wie sollte sie nicht in dieser Gegend vergnügt seyn?

Wenn Du zuweilen den Berg hinab Streifen von nacktem Gestein siehst, so hat es doch nichts schreckliches. Alle Schwarzwalds-Gebirge sind Granit. Das giebt ihnen ein weit ehrwürdigeres Ansehen, als die Gestalt der Schweizer Kalkberge. Der Granit sichert uns vor Naturrevolutionen: die Kalkfelsen erinnern uns bei jedem Schritt daran.

Bei der letzten Wendung kam ich schnell zu einer Mühle, welche ein Arm des Bachs zur Rechten

treibt. Man ahndet nicht eher etwas, bis man sie zu seiner Seite sieht. Gerade gegenüber liegt das Wirthshaus.

Ich eilte den Leuten entgegen, die Brust gespannt von regem Mitgefühl des Glücks der Menschen, die diesen Fleck bewohnen. Das Thal von dem Teufelsstieg ab übertraf alles, was ich in der Schweiz gesehen hatte. Die Gegend war eben so groß und erhaben, aber ihr Charakter war nur still und ernsthaft, nicht im mindesten wild oder schrecklich. Aber hier theilte niemand meine Empfindungen. Es waren andere Menschen — nicht die vom Pays de Vaud.

LXIII.

Rastadt, den 19. Jun. 1798.

Als ich aus dem Wirthshaus zur Hölle aufbrach, dessen Lage ich unserem Schleswiger Bruder so lebhaft beschrieben habe, machte ich die unangenehme Erfahrung, daß man auch die Natur nicht zu laut rühmen darf. Ich muste ohne Zweifel die Freude, die ich über die Schönheit der Gegend äußerte, mit in meiner Zeche bezahlen. Dießmal ward ich aber noch viel höher beschatzt, als vor zwanzig Jahren bei Camburg bei Jena. Dort bat ich, nachdem ich schon für meinen Fuhrmann bezahlt hatte, um ein Glas des treflichen, klaren Wassers, das mir zur Seite aus dem Felsen quoll. Ich glaubte mich dafür vermittelst eines Groschens an den Hofknecht abgefunden zu haben, als der Wirth noch eine Nachzahlung von vier Groschen verlangte. Auf meine Verwunderung

antwortete er mir sehr höflich: er müsse sich entschädigen, weil ich auch Wein trinken könnte. Ich fand die Bemerkung richtig genug, und zahlte meine vier Groschen ohne Widerrede. Aber in der Hölle habe ich auch nicht den Grund erfahren, warum ich so übermäßig viel bezahlen muste. Mein Versuch, mir eine nähere Aufklärung zu verschaffen, war ganz fruchtlos. Der Wirth antwortete mir, als ich fragte: ob nicht etwa bei der Rechnung ein Misverstand obwalte, daß es seine völlige Richtigkeit damit habe. Es war also nichts anders zu machen, als zu bezahlen, und es blieb meinem Scharfsinn überlassen, mir die Ursachen anzugeben.

Indeß versöhnte mich auch jetzt die Schönheit der Gegend gar bald mit den Wirthsleuten. Wir schieden, glaube ich, als die besten Freunde von einander. Ueberdieß entschädigte mich der Wirth auf eine andere Weise, indem er mir manche interessante Nachrichten über die ökonomische Verfassung dieser Gegenden gab.

In dem Höllenthale geht es etwa eine kleine Stunde fort. Zur Rechten fährt man an den Bergrücken weg; zur Linken ist das Thal und der Rothbach.

Das Posthaus zum Steig ist eine Viertelstunde von dem Wirthshause. Man muß bis Freiburg anderthalb Posten bezahlen; es sind aber nur fünf Stunden.

Dieser ganze enge Bergpaß von Neustadt bis zum Falkenstieg, eine Strecke von fünf Stunden wird die Hölle genannt. Der eigentliche Defilee ist nur eine halbe Viertelstunde lang. Das Thal verengt sich so, daß zwischen den Bergen nur eben der Platz zu dem Wege bleibt, an welchem der Rothbach vorbei fließt, der hier sehr ungestüm rauscht. Auch werden nun die Berge an der Seite nacktes Gestein; aber regelmäßiger Granit. Besonders zeichnet sich eine Strecke aus, die ehemals der Hirschsprung genannt ward. Sie ist etwa hundert Schritte lang. Man geht zwischen Felsen durch, die sich etwas vorlehnen und fast drohen sich vorzuwer-

werfen. Sie sind so hoch, daß man nichts weiter sieht. Einer, der die Form eines Zuckerhuts hat, bedeckt sogar ganz den hinterliegenden waldigten Gipfel. Dabei rauscht immer der Bach zur Seite. Noch mehrere Wasser quillen aus dem Gestein. Der Eindruck ist höchst schauerlich, aber nicht so gräßlich, als der, den Pierre-Pertuis macht, weil die Berge inwendig nicht so unordentlich aussehen.

Diese Stelle ist es, welche die Franzosen unter dem Feuer der Oesterreicher und Emigrirten passiren mußten. Diese hatten die Höhen zu beiden Seiten mit starken Batterien besetzt. Der Paß ward so vollkommen bestrichen, daß die ganze französische Armee aufgerieben wäre, wenn sie nicht endlich die Emigrirten von ihrem Posten vertrieben hätte. Nun pflanzten die Franzosen hier selbst eine Batterie auf, und kanonirten die gegenüber stehenden Oesterreicher. Unterdeß gieng die übrige Armee unter den Kanonen durch. Zwar erlitt sie einigen Verlust, aber ohne Verhältniß im Vergleich zu der Gefahr, die ihr drohete.

Wenn man aus diesem kurzen Paß kömmt, so erweitert sich das Thal bei Falkensteig. Das schöne, üppige Grün macht hier eine auffallende Wirkung im Gegensatz der Felsen, die man eben verlassen hat. Du kömmst zu einem einzelnen Wirthshause, das Himmelreich genannt: dann kömmt ein liebliches Thal zur Linken, unterhalb desselben ein anderes, noch tieferes. Hier siehst Du schon den Freiburger Münster.

Bei Zarden, drittehalb Stunden von Staig wird das Thal noch weiter. Hier heißt der Rothbach, der nun schon viele andere Bäche verschlungen hat, die Treisam, und fließt so weiter hinauf dem Rhein zu. Man kömmt zu Ebnet, einem Dorfe mit einem schönen Garten der Grafen von Sickingen, 3½ Stunden von Staig.

Nun wird die Gegend plötzlich wieder wilder. Doch fährt man nur eine kurze Strecke zwischen Felsen und rauheren Bergen. Die Berge ziehen sich bald wieder rechts. An ih-

rem Fuße liegt Freiburg in einer reizenden fruchtbaren Ebne.

In Freiburg nahm ich mein Quartier wieder im Mohren. Mit doppeltem Vergnügen sah ich jetzt den Prospekt von der Hölle. Ich überzeugte mich von seiner Genauigkeit; aber auch davon, daß keine bildliche Darstellung einen vollkommen anschaulichen Begriff von einer so ausgezeichneten Gegend geben kann.

Was ich vorhin von dem Nachtheile der katholischen Religion in wissenschaftlicher Rücksicht bemerkt hatte, fand ich jetzt Gelegenheit noch mehr zu bestätigen. Ein einsichtsvoller Gelehrter theilte mir seine Erfahrung mit, die er vielfältig bei jungen Leuten angestellt hatte, daß sie selbst gegen die Schönheiten der klassischen Schriftsteller kälter mache. Die Folgen davon müssen desto bedeutender seyn, je größer die Zahl der Menschen von mittlerem Gehalt ist, die einer Beihülfe bedürfen. Vielleicht mag dieß mit dazu beitragen, daß die österreichische Monarchie und andere ächtkatholische Länder

Mangel an vorzüglichen Beamten haben. Denn man muß in der That eine große Anzahl guter Beamten besitzen, ehe man sich Hoffnung machen darf, mehrere ausgezeichnete zu erlangen. Freilich hat wohl kein Staat an diesen einen Ueberfluß. Aber mich dünkt doch, man könne es sich nicht läugnen, daß, in Deutschland wenigstens, die protestantischen Länder im Durchschnitt einen merklichen Vorzug haben in Ansehung der bürgerlichen Verwaltung, wie in der Aufklärung und wissenschaftlichen Kultur.

Den übrigen Theil des Weges legte ich mit dem Vergnügen zurück, das man allemal empfindet, wenn man einen angenehmen Bekannten wiedersieht. Auch meine Rückkehr nach Rastadt war, wenn Du willst, mit frohen Eindrücken verbunden. Ich befinde mich wieder an dem Orte meiner dermaligen, wenn gleich vorübergehenden, Bestimmung. Während meiner kurzen Abwesenheit ist eine Mannigfaltigkeit von Naturszenen, eine Menge von Menschen, wie in einem Zauberspiegel vor mir

vorübergegangen. So flüchtig die Augenblicke waren, in denen ich meine Vorstellungen auffassen konnte, so haben sie doch vielleicht selbst dadurch an Lebhaftigkeit gewonnen. Auch der Kontrast, den die Sitten, die ich beobachtete, mit denen machen, denen ich mich hier anschließe, giebt einer solchen Abschweifung und ihrer Rückerinnerung einen neuen Reiz. Vorzüglich aber werden mir die politischen Erfahrungen, die ich in der Schweiz anstellte, für mein ganzes Leben unvergeßlich. Ich habe nun von den Vorbereitungen, den Mitteln, der Natur politischer Revolutionen eine anschauliche Vorstellung, die nur eigene Beobachtung geben kann. Selbst für meine hiesigen Verhältnisse sind mir solche Resultate von entschiedenem Werth.

LXIV.

Rastadt, den 26. Jun. 1798.

So angenehm auch an sich meine Reise über St. Blasi und die Hölle war, so leid ist es mir jetzt, daß ich nicht den kürzesten Weg von Basel gewählt habe. Dann wäre ich in vier und zwanzig Stunden hier gewesen, und ich hätte noch den Cisalpinischen Gesandten Melzi hier angetroffen. Du weißt, wie sehr ich diesen ausgezeichneten Mann schätze; Du kannst Dir also leicht denken, wie es mich schmerzt, daß ich nun die Hoffnung aufgeben muß, ihn wieder zu sehen. Er hätte mir gesagt, er würde bis zum funfzehnten bleiben. Es ist also allerdings meine Schuld, daß ich ihn verfehlt habe. Wäre ich nur über Strasburg gegangen, so hätte ich ihn doch noch auf der Reise gesprochen. Aber dießmal verführte mich meine Neigung für interessante Gegenden, es darauf zu

wagen, daß Melzi noch einige Tage länger bleiben würde.

Weit leichter gebe ich mich darüber zufrieden, einen anderen Reisenden nicht gesehen zu haben, den doch die meisten für weit merkwürdiger halten, als Melzi. Ich meine Sieyes. Er reisete den 14. Jun. hier durch — nach seinem Gesandtschaftsposten in Berlin. Dieß erzählte man mir bei meiner Zurückkunft als die größte Merkwürdigkeit während meiner Abwesenheit. Viele meiner Bekannten sind sogar so gütig mich zu beklagen, daß ich ihn nicht kennen lernte.

Ich gestehe aufrichtig, mein Verlangen darnach war eben nicht sehr stark. Welchen Nutzen gewährt eine Bekanntschaft von einigen Minuten in einem Zirkel, der doch immer aus allen denen bestanden hätte, die unmittelbar oder mittelbar zu der französischen Gesandtschaft gehören, wenn es mir auch gelungen wäre, ihn auf dem Fluge zu haschen? Denn er hat sich nur sehr kurz aufgehalten, und sich eigentlich mit niemand unterredet.

Ueberdieß ist dieser gepriesene Mann nicht mein Held. Er hat unläugbar Verstand, Talent, auch, wie ich gerne glauben mögte, gute Absichten. Aber seinen Gang während der Revolution mag ich nicht. Es ist der eines Mannes, der nie wagt, offen und gerade zu handeln. Sieyes gehörte zu der niedern Geistlichkeit, deren Mißvergnügen mit ihrer Lage sehr viel beitrug, die Revolution in das Geleise zu bringen, worein sie nur zu bald kam. Dahin zielte seine bekannte Schrift: Qu' est ce que le tiers état? Sie hatte eine erstaunenswürdige Wirkung. Aber war diese Wirkung heilsam? war die Absicht gut, rein, reiflich geprüft? Der zahlreiche dritte Stand ward mit seiner Lage mißvergnügt gemacht, ohne daß man ihm die Grenzen vorzeichnete, welche das Wohl des Ganzen, die öffentliche Ruhe seiner Forderungen und Erwartungen als unbedingte Nothwendigkeit vorschreiben. Als die constituirende Versammlung nachher alles einzureißen anfing, war Sieyes mit dem Strom. Er dachte so wenig als die meisten auf eine andere feste Ordnung in der

Verwaltung. Gleichwohl war es diese Auflösung der Bande der Regierung, welche die größern Uebel und Auswüchse der Revolution hervorbrachte. Die Geistlichkeit wünschte Sieyes im Grunde zu erhalten; nur wollte er die damalige Hierarchie abgeschafft wissen. Ob er dabei ganz uneigennützig handelte, ganz frei von Vorurtheil — will ich nicht untersuchen. Aber auch hier handelte er nicht consequent. Er gab zu viel nach, um nicht noch weiter zu gehen. Auch zeigte der schlechte Erfolg seines Versuchs die Zehnten zu retten, daß er falsch gerechnet hatte.

In der Folge sah man Sieyes niemals auftreten, wo es galt, die gute Sache mit Muth und Festigkeit zu vertheidigen. Wenn er nicht unmittelbar Theil nahm an den Greueln, welche die Revolution befleckten, so wagte er es auch selten, sich zu widersetzen. Er stürzte den Thron nicht; aber er ließ ihn stürzen. Im Convent waren aller Augen auf ihn gerichtet, als er die Bühne bestieg, um über Ludwig

16. Tod zu stimmen. Was that Sieyes? Mit der Schüchternheit des bösen Gewissens brachte er nichts hervor, als: la mort.

Nachher kämpfte er nie gegen eine der Partheien, welche nach einander das Heft der Regierung an sich riß, man kann sagen unrechtmäßig, weil sie immer gegen die Constitution handelten, die sie in ihren Worten anbeteten. Und doch hatte er einmal einen Nahmen, eine Popularität, wie seit Mirabeau keiner. Ich glaube nicht, daß ich zu viel sage. Es ist freilich sonderbar genug, wie dieser Mann das Vorurtheil so an sich fesseln konnte, da er fast nur durch mäßige Speculationen für die Revolution arbeitete. Aber so unbegreiflich ist ja oft der Eigensinn der Menschen. Er galt nun einmal für einen großen Mann, für einen wahren Freiheitsfreund, einen ächten Republikaner. Hätte er Willen und Kraft gehabt, diese Meinung zu benutzen, so hätte er sicherlich viele Uebel abwenden können.

Ist denn unter solchen Umständen Unthätigkeit der Charakter eines großen Geistes? Nein! Ich lasse mich nicht überreden, daß Sieyes ein Mann ist, der Revolution Credit zu geben. Und hat man ihn deswegen nach Berlin gesandt, wie unsere Democraten wähnen, um ihr Anhänger in Deutschland zu werben, so wage ich bestimmt zu prophezeien, er werde unverrichteter Sache heimziehen.

Sonderbar genug. Um eben die Zeit, wo das Directorium einen vermeinten Coryphäen auf Missionen sendet, ist ihm in der öffentlichen Meinung ein Schlag zugefügt, der gegen die Regierung eben so stark wirken muß, als selbst die Revolutionirung der Schweiz.

Wir haben hier nämlich in diesen Tagen die Papiere der Amerikanischen Gesandten erhalten, die auf Befehl des Senats in Philadelphia gedruckt sind. *) Die Englische Regierung hat

*) Das Exemplar, was ich vor mir hatte, führt den Titel; Etats unis de l'Ameri-

ihnen die größte Publizität gegeben. Es sind mehrere Ausgaben und Uebersetzungen veranstaltet. Und die Exemplare werden allenthalben so schnell als möglich verbreitet.

Diese Schrift ist einzig in ihrer Art. Ich kenne kein Beispiel in den Annalen der Diplomatik, wo man den ersten Staatsbeamten, ja der Regierung selbst so öffentlich und so documentirt bei den wichtigsten Staatsangelegenheiten Bestechlichkeit in demselben Augenblick vorgeworfen hätte, wo sie ausgeübt ward. Die Amerikanischen Gesandten in Paris, Pink-

que. Pieces officielles, messages, instructions, depeches etc., relatives à la negociation qui a eu lieu en 1797 et 1798 sur les Différens elevés entre le Gouvernement des Etats unis de l' Amerique et le Directoire éxecutiv de France. Imprimés à Philadelphie par ordre du Sénat. Traduites de l' Anglais par M. Peltier. Londres 24. Mai 1798 71. pag. 8. Die angehängten, angeblichen aufgehangenen Lettres au Docteur Priestley sind eine unbedeutende Charteke.

ney, Marschall und Gerry berichten ihrer Regierung in der geradesten, unbefangensten Sprache, sie könnten nicht zugelassen werden, mit der französischen Regierung Unterhandlungen zu eröfnen, über die Beilegung der Streitigkeiten, die schon einen Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen beiden Staaten droheten, ehe sie der gelddurstigen Regierung eine Anleihe bewilligen, und ihren Agenten beträchtliche Geschenke unter der Hand geben wollten. Der Congreß gerieth darüber in den größten Unwillen. Man beschloß, die Papiere drucken zu lassen. Der Präsident ward einstimmig berechtigt, die Seemacht zur Beschützung des Handels zu gebrauchen, ohne eine förmliche Kriegserklärung abzuwarten. Auch der dritte Gesandte Gerry, der noch in Frankreich zurückgeblieben war, ist nun abberufen. Eine gänzliche Abbrechung der Verbindung mit Frankreich wird also die unmittelbare Folge dieser schnöden Behandlung der Repräsentanten einer freien Nation.

Ich bin neugierig zu sehen, ob die französische Regierung nun nichts dabei thun wird. Die Beschuldigung scheint doch zu bestimmt, um sie ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Auf der anderen Seite ist sie auf eine so glaubhafte Art angebracht, daß es schwer genug seyn mag, sie abzulehnen. *)

Soll man indessen aus dem schließen, was in der Schweiz vorgeht, so ist das Directorium, trunken von seiner Macht, geneigt, sich über alle und jede Rücksichten wegzusetzen. Es hat

*) Nachdem dieß geschrieben war, erschien in dem französischen Amtsblatt der Redacteur, ein trefflich geschriebener Aufsatz von Talleyrand-Perigord, der mit der größten Geschicklichkeit die Glaubwürdigkeit der in den Papieren erwähnten verkappten Unterhändler verdächtig zu machen sucht. Zugleich wird seine offizielle Correspondenz mit Gerry bekannt gemacht, wodurch er von diesem die Bekanntmachung der Nahmen der verkappten Unterhändler erhielt; doch sollte sie geschehen, als ob sie nicht von ihm käme. Allein die Nahmen sind überall nie bekannt geworden.

durch den Commissair Rapinat alle öffentliche Cassen und Magazine in der Schweiz für französisches Eigenthum erklären lassen. Und als das helvetische Directorium nachdrückliche Vorstellungen dagegen wagte, begehrte er gerade zu die Entlassung der beiden Directoren Bry und Pfyffer, des Ministers Begoz und des Generalsekretairs Steck. Der große Rath wollte sich doch widersetzen; aber alle ausgewiesenen gaben selbst ihre Entlassung. Darauf ernannte Rapinat eigenmächtig zwei ihm gefällige Directoren, Dolder und Ochs. Ja er ließ sie durch den Französischen Stadtcommandanten und einen Stabsoffizier in das Directorium einführen. Wenn die Schweizer nun nicht begreifen, was für eine Freiheit und Gleichheit ihnen geschenkt ist, so sind sie freilich ungerathene Söhne, die noch ernstlichere Züchtigungen erleiden müssen.

LXV.

Rastadt den 2. Jul. 1798.

Seit meiner Zurückkunft aus der Schweiz, liebe Friederike, habe ich die Spaziergänge hier in der Nähe häufiger besucht, als zuvor. Es ist mir, mehr als je, Bedürfniß geworden, mich mit der Natur zu unterhalten. Diese Stimmung trifft sehr glücklich zusammen mit meinem Hange zur Einsamkeit, der mich auch in dem großen Zirkel nicht verläßt, in dem ich jetzt lebe. Ich suche so gern allein neue Wege, um, wenn ich so sagen darf, immer tiefer in das Innere der reizenden Gegend einzudringen. Und fast immer wird mir die Mühe reichlich belohnt. Je mehr man eine bergigte Gegend, wie diese, durchsucht, desto mannigfaltigere Ansichten eröfnen sich. Sie sind nicht alle mittheilbar: wenn man nicht selbst sieht, ermüdet das Detail der Beschreibung. Selbst Sie könn-

ten

ten nicht Ihren Beschreibungen, wenn Sie mit mir wanderten, die Abstufungen des Colorits geben, daß der Leser, der nicht die Nüancen der Natur auf dem Blatt haschen kann, nicht glauben sollte, er lese immer eine und dieselbe Sache. Aber darum bleibt dem Anschauer nicht minder das lebhafte Gefühl der Individualität und Originalität einer jeden dieser Nüancen. Es erhöhet unendlich unsere Bewunderung der Natur, und legt einen neuen Reiz in die Beobachtung.

So gelingt es mir oft, selbst unseren bekanntesten Promenaden neue Ansichten anzugewinnen. Ich will einen Versuch machen, Ihnen einige derselben darzustellen, indem ich Sie zugleich mit den gewöhnlichen bekannt mache. Sie mögen daraus urtheilen, wie sorgfältig ich bin, meinen langen Aufenthalt in dieser Gegend so gut, als möglich, zu benutzen. Wirklich wird es uns Nordländern selten so gut, daß wir bei voller Muße uns lange genug in südlichen Ländern aufhalten können, um sie recht genau ken-

nen zu lernen. Und nur eine lange Bekanntschaft und oft wiederholte Beschauung, in verschiedenen Stimmungen und zu verschiedenen Tageszeiten gewährt diese Art des Genusses.

Einer meiner liebsten Wege ist der nach dem Markgräflichen Lustschloß Favorite.

Er geht nahe bei Kuppenheim rechts ab, nach den Gebirgen zu. Das Lustschloß hat nur nach dieser Seite eine Ebene vor sich; an den übrigen ist es ziemlich nahe von Bergen umgeben, die mit Waldung bedeckt sind. Die Façade nimmt sich von jener Seite her sehr gut aus. Das Schloß ist klein, aber gut gebauet, im Italiänischen Geschmack. Es wird sorgfältig unterhalten, wie alle Markgräflichen Gebäude.

Von dem Gange oben vor den Zimmern haben Sie eine schöne Aussicht über die umliegenden Berge und die Ebne, worin Rastadt liegt. So weit ist sie nicht, als die vom Rastadter Schlosse; dagegen sind hier die Berg-

reihen näher, die sich bei Rastadt mehr von fern zeigen. Man sieht hier deutlich den Eichelberg, die Ebersteinburg, die so nahe scheint, und doch anderthalb Stunden entfernt ist. Weiterhin zeigt sich der Merkurius, den seine spitzige Gestalt allenthalben auszeichnet.

Ueber diese Berge drangen die Franzosen im Julius 1796 nach Rastadt vor. Sie kamen den kaiserlichen Vorposten höchst unerwartet. Die Offiziere speiseten bei dem Hausmeister. Als man ihnen sagte, die Franzosen kämen, antworteten sie: es sey ihr eigenes Geschütz, das man höre. Bald darauf fielen drei Kugeln in das Haus. Nun mußten sie freilich fort. Die Franzosen folgten ihnen schnell. Gleichwohl waren die Oesterreicher zahlreich genug in dieser Gegend. In der sogenannten Hardt, in der Ebene linksweg, standen sie sogar mit einer weit stärkeren Armee. Aber sie schienen allenthalben übel berathen zu seyn.

Die Franzosen verschonten das Schloß. Sie bewiesen hier, wie allenthalben im Markgräflichen eine vorzügliche Schonung. Der Hausmeister mußte ihnen alles zeigen. Hier giengen Gemeine mit Offizieren und dem General durcheinander. Jeder redete darein, wie es ihm gut dünkte. Aber niemand zerstörte oder verderbte etwas. Bloß in den obern Zimmern fand man nachher einige Umhänge zerrissen.

Dem Hausmeister kam es sehr zu statten, daß er einst französischen Offizieren, die man als Gefangene durchbrachte, viele Höflichkeit erzeigte. Sie gaben ihm einen Beglaubigungsschein, worin sie ihre Mitbrüder, die siegend durchkommen mögten, baten, seiner zu schonen. Als der Hausmeister seinen Schein vorzeigte, ward er so gewissenhaft honorirt, als der gültigste Wechsel. Die Offiziere freueten sich das Wort ihrer Kriegsgefährten einlösen zu können. Von dieser Biederkeit hat man bei den französischen Soldaten viele Beispiele. Selbst im Spessart sah man, mitten unter den

Greueln der Erbitterung und Rache, Züge von Edelmuth, welche die Menschheit ehren. Gemeine Soldaten erkundigten sich sorgfältig nach Nahmen und Familien einzelner Bauern, um Männer zu schonen, die ihnen von ihren Kriegsgefährten als ihre Wohlthäter empfohlen waren. So bleibt auch im Kriege nicht leicht eine gute, menschenfreundliche That unbelohnt. Wie manches Uebel würde vermieden oder doch sehr vermindert, wenn man fähig wäre, dieß in der Hitze der Leidenschaft zu bedenken.

Der runde Saal, der durch alle drei Etagen geht, ist recht hübsch. Die übrigen Zimmer sind nicht groß und prächtig, aber bequem. Das schönste unter ihnen ist das sogenannte Florentinische. Die Verzierung ist in Arabesken. Unter der Sammlung von Miniaturgemählden aus dem Badenschen Hause und von Künstlern und anderen merkwürdigen Personen befinden sich einige vorzügliche Stücke.

In einem anderen Zimmer wird ein türkisches Bett aufbewahrt, eine Beute des tapfern

Markgraf Ludwig, des Gemahls der Erbauerin des Schlosses. Das Andenken dieser Fürstin wird besonders geehrt. Alles was von ihr herrührt wird mit großer Achtung erhalten.

Markgraf Ludwig war, wie Sie wissen, einer der größten Feldherren seiner Zeit. Er führte die kaiserlichen Heere gegen Türken und Franzosen oft siegreich, nie ohne Ruhm. Wie es scheint, liebte er den Krieg mit Leidenschaft. Ich kann mir diese Stimmung sehr gut erklären. Wenn man den Krieg als ein nothwendiges Uebel betrachtet, so mag man nicht nur mit gutem Gewissen daran Theil nehmen; es ist sogar Tugend, diesem Uebel die mindest schädliche Richtung zu geben. Aber das ist eine andere Frage, ob ein Fürst, der zur Regierung berufen ist, den Krieg für ein anderes Land, als sein vorzüglichstes Geschäft treiben sollte? Sei das Land, das er zu regieren hat, auch nur klein im Verhältniß zu dem Reich, das er als Feldherr schützen hilft, so ist dennoch der Umfang seines Wirkungskreises einmal bestimmt.

Mich dünkt, es ist Pflicht, welche ihm das Schicksal durch seine Geburt auflegt, daß er die Sorge für das Glück seiner Unterthanen zu seiner wichtigsten Angelegenheit mache. Andere, als er, mögen eben so große Feldherren werden: keiner, als er, ist berufen das Wohl der Unterthanen durch bürgerliche Regierung zu befördern. Und sollte nicht der Erfolg sicherer seyn, sollte er nicht einen eben so schönen Lohn versprechen, wenn gleich minder Glanz? Selbst in einem kleinen Lande kann der Regent, der seine Pflichten stets vor Augen hat, so viel Gutes stiften, daß wir nicht wagen dürfen, der Wirksamkeit eines großen Kriegshelden unbedingt den Vorzug zu geben. Wie weit diese ihm allein angehöre, ist noch sehr ungewiß; aber das Verdienst eines fähigen Fürsten, der an der Regierung thätig Theil nimmt, ist über allen Zweifel erhaben. Darum gestehe ich Ihnen, frage ich mich immer, ehe ich einen Fürsten, der in fremden Diensten ein großer Feldherr war, zu den vorzüglichen Regenten zähle, was er für sein Land gethan habe?

Die Ebne, worin das Schloß liegt, hat ein freundliches, ländliches Ansehen. Sie lehnt in einem halben Zirkel an Bergen, und ist allenthalben mit Holz und Alleen umgeben.

Nicht weit vom Hause ist die Einsiedelei, in einer ringsum von hohen Bäumen eingeschlossenen kleinen Wiese. Sie besteht aus einer Kapelle, mit einigen Kämmerchen rund herum. Aus jedem konnte die fromme Erbauerin ihre Andacht verrichten. Sie brachte hier gewöhnlich einige Wochen im Jahre zu. Ehedem war die Wiese mit Gesträuch bewachsen; der Platz war ganz wild. Jetzt hat man das Gesträuch weggerissen. Wer irgend Neigung zum stillen Nachdenken mitbringt, findet in der Gegend eine angemessene Nahrung. Auch wird die Kapelle noch immer sehr heilig gehalten. In solchen Aufmerksamkeiten erkennen Sie ganz den gutmüthigen, schonenden Charakter des Markgrafen. Wirklich war sie ihm auch in dem hinzugekommenen Landesantheil doppelt rathsam, man mögte sagen nöthig. Die letzte

Fürstin erfüllte selbst in ihrem frommen Wahne die Unterthanen mit tausend Besorgnissen, wie es nach ihrem Tode um ihrer Seelen Heil stehen mögte. Katholische Pfaffen, ächte Apostel des Mönchthums unterstützten sie. Daher herrschte gerade an den Orten, wo eine Hofhaltung gewesen war, anfangs das größte Mißtrauen. Aber durch Klugheit und Behutsamkeit des Markgrafen ward aller Saame des Unkrauts erstickt.

In dem Gebieth, das die Favorite umgiebt, sind rund herum Gänge im Geschmack einer englischen Anlage, ganz einfach, ohne alle Verzierung oder Beihülfe der Kunst.

Ich ziehe die Ansicht der Favorite von dieser Seite der Façade nach Rastadt zu vor. Hier ist der ländliche Charakter noch vollendeter. Sie erscheint bloß als ein bescheidenes Haus im Gehölz. Jene Façade hingegen führt doch auf die Idee von einem Schloß, der sonst Größe und Stil des Gebäudes nicht entsprechen.

Der eigentliche Fahrweg nach der Favorite geht über Foerch und Niederbühl. Es ist eine kleine Stunde von Rastadt.

Nahe bei der Favorite biegt sich von dieser Chaussee rechts ein lieblicher Fußsteig über die Wiesen. Er führt um das Dorf Foerch herum. Rückwärts haben Sie an der Favorite einen schönen Gesichtspunkt. Sie sehen sie bei Foerch im Walde durchschimmern, ganz nahe, wie es scheint, am Fuß der Berge. Die Gegend hat ganz den Charakter einer angenehmen Stille.

Hinter Niederbühl geht ziemlich nahe bei der Stadt ein anderer Fußsteig rechts die Wiese herab. Er führt durch ein liebliches, mit Holz umgebenes Thal. Sie sehen an der gegenüberstehenden Seite einen Arm der Murg fliessen. Dieß macht einen besonders schönen Anblick, wenn im Mondschein das Wasser zu spielen scheint. Die Strahlenbrechung bringt, in der Vermischung mit den vielen Baumgruppen,

dann eine Mannigfaltigkeit täuschender Bilder hervor. Auf einem einsamen Spatziergange unterhält dieß sehr glücklich die unschuldige Träumerei des harmlosen Wanderers. So bleibt der Weg bis zur Vorstadt. Dann gehen Sie um die Fabrike herum nach der Stadt.

Von Foerch habe ich auch einen Weg queer durch das Land gemacht an den Rhein. Er geht über den Oosbach nach Iffezheim, ein Pfarrdorf, zwei kleine Stunden von Foerch. Anfangs hat man etwas Holz; nachher geht es immer zwischen Kornfeldern fort. Dieser Weg ist mir schon der Abwechslung wegen angenehm. Die Aussichten sind hier wieder ganz verschieden von allen anderen. Sie gleichen mehr den vaterländischen; nur von ferne erblickt man die ersten Anfänge der Berge. Und dann kann ich auf solchen Spatziergängen mich besser mit der Kultur bekannt machen. Sie wissen, daß ich mich doppelt dafür interessire, seitdem ich selbst Landeigenthümer bin. Allenthalben spähe ich nach Verbesserungen, die sich etwa auch bei uns

ausführen ließen. So habe ich hier nun schon oft gesehen, daß man Gerste und Spalz schneidet, wenn es etwa die Höhe eines Fußes erreicht hat, um es grün zu verfüttern. Man versichert mich, daß es schnell wieder aufschießt und noch dichter wächst, als zuvor. Auf die Weise erhält man trefliches Futter für das Vieh zu einer Zeit, wo gerade der größte Mangel daran ist, ohne der Frucht irgend zu schaden. Ich hätte große Lust, zu versuchen, ob wir diese Oekonomie auch bei uns wagen dürfen? Freilich braucht die Vegetation im Norden überhaupt längere Zeit, aber wir können ja auch, bei unseren wärmeren Herbsttagen, die Erndte unbedenklich länger hinaus setzen.

Iffezheim liegt nahe an dem Rhein, welcher hier durch einen schmahlen Arm eine ziemlich große Insel einschließt. Diese Inseln geben angenehme Aussichten. Sie bestehen aus fruchtbaren Feldern und Holzungen. So geht der Weg fort bis Ottersdorf, eine Pfarrkirche, anderhalb Stunden von Iffez-

heim. Sie kommen durch Wintersdorf, ein kleines Dorf ganz nahe am Rhein. Die Krümmungen des Ufers bilden immer neue Gruppen.

Hinter Ottersdorf zieht sich der Fluß weiter zurück. Das Ufer wird magerer. Die Aussichten jenseits bleiben immer angenehm und mannigfaltig, der Ebene ungeachtet. Zur Rechten haben Sie ein ziemlich großes Gehölz nach Steinmauern zu.

Bis Plittersdorf ist eine gute Stunde. Schon ehe Sie zu dem Dorf kommen, macht der Rhein eine mächtige Krümmung. Sie gewähren wieder ganz neue Gruppen. Jenseits sehen Sie Selz deutlich liegen.

Dieser Weg hat viele ganz eigene Situationen. Die häufigen Krümmungen des Rheins, die vielen Waldungen in der Nähe des Ufers bringen weit mehr Abwechslung in die Gegend, als um meinen vaterländischen Fluß. Unfette Marschländer werden immer geschützt gegen die

Gewalt der mächtigen Elbe durch hohe schnurgerade Deiche. Nur von den Deichen können Sie den Fluß sehen. Aber sein Ufer ist größtentheils einförmig. Es sind schlammige Wiesen, bedeckt mit Vieh, das bei hohen Fluthen sich oft mit Mühe bewegt. Hie und da wohnen unter dem Schutz des Deichs in schlechten Hütten sogenannte kleine Leute, die meistens von dem hohen Tagelohn leben. Sie schlafen ruhig auf die Gefahr hin, sich in einer stürmischen Nacht nackt und blos mit ihren Kindern retten zu müssen. Unstreitig ist der Anblick dieser Gegend interessant: er setzt Sie in Erstaunen, wenn Ihnen die Vorstellung neu ist. Aber so schön kann ich das Ufer bei weitem nicht finden, als das Gestade des Rheins mit seinen Hügeln und Waldungen.

Plittersdorf ist der nächste Ort am Rhein von Rostadt aus. Die Entfernung beträgt auf dem gewöhnlichen Wege nur eine kleine Stunde. Jenen, den ich Ihnen beschrieb, giebt sich schwerlich jemand die Mühe aufzu-

suchen. Es ist erstaunend, wie die persönlichen Verhältnisse den Gesichtskreis der meisten Menschen beengen. Die große Mehrzahl geht in keinem Punkt über das hinaus, was Sie tägliches Bedürfniß nennen mögten. Selbst Menschen von gebildeten Ständen besuchen nur die Spaziergänge, kennen nur die Wege, wohin sie ein bestimmtes Geschäft, oder die Erwartung eines bekannten Vergnügens ruft. So weit geht nur bei sehr wenigen die Neugier, die doch unserm Geist an sich eigenthümlich scheint, daß sie unbekannte Gegenstände aufsuchen. Ich fand in Foerch Bauern, die von jenem Wege überall nichts wußten. Man muß sich von einem Dorf zu dem andern durchfragen, oft genug mit der Karte in der Hand. Selbst in der Schweiz, die nun durch eine so zahlreiche Legion von Reisenden wegen der schönen Gegenden allenthalben bekannt ist, giebt es noch eine unendliche Menge verborgener Schönheiten. Oft liegen sie Ihnen zur Seite und sie entgehen Ihrem Blick, weil niemand Sie darauf merken heißt.

Auch auf dem gewöhnlichen Wege nach Plittersdorf giebt es interessante Parthien in der Nähe. Aber sie werden übergangen, wenn nicht gerade irgend ein glücklicher Zufall sie an die Tagesordnung bringt.

Dieser Weg geht den Engel vorbei durch die Georgs Vorstadt. Hier führt eine große, schöne Allee nach Steinmauern längs einem breiten Kanal, den man zur Bequemlichkeit des Holztransports an die Murg gegraben hat. Zur Rechten ist ziemlich nahe an der Stadt ein hübsches Gehölz, das sich nach Oettigheim erstreckt. Am Ende des Gehölzes führt Sie ein Fußsteig dahin über eine liebliche Wiese. Das Dorf liegt hübsch, theils an der Wiese, theils auf einem kleinen Hügel. Der Fahrweg schlägt nachher in den Ettinger Weg. Auch aus dem Schloßgarten können Sie den Weg nach Oettigheim nehmen. Das Gehölz ist dann zur Linken, bei der Ziegelei vorbei.

Von dem Steinmaurer Wege ab, können Sie gleich bei der ersten Brücke über den Kanal

in

in das Holz gehen. Von dieser Brücke gewährt Ihnen der gerade Kanal mit seinen hohen Pappeln zu beiden Seiten heraufwärts und herab einen angenehmen Anblick.

Folgen Sie dem Kanal jenseits der Brücke, so kommen Sie bald in ein liebliches Gehölz. Ein kleiner Fahrweg führt Sie links zu einer ungeheuren Eiche, die gleichsam isolirt steht. Der Stamm hält vierzehn Ellen im Umfang. Rings um stehen nur kleinere Bäume. Die große Eiche leidet keine um sich, die ihr irgend nahe kömmt. Ihre Kraft drückt alles um sich nieder. Der ehrwürdige Baum ist, nach dem Urtheil der Kenner, wenigstens 400 Jahre alt. Er scheint große Aeste verloren zu haben. Der Stamm ist nicht sehr hoch: aber die Aeste und ihre Zweige strecken sich erstaunend weit. Jetzt hat die große Eiche einen allgemeinen Ruf. Wenige von den Congresherren, — wie man hier herum die Mitglieder des diplomatischen Corps ohne Unterschied nennt — die auf Geschmack und Kenntniß der Litteratur Anspruch

machen, werden sie nicht gesehen haben. So viel günstiger werden jetzt die Zeiten der Naturgeschichte. Vor funfzig Jahren ungefähr klagte ein Gesandter über einen Zeitungsschreiber als Pasquillanten, weil er ihn beschuldigte, er habe einen neuen Stern entdeckt. Und der Zeitungsschreiber hatte alle Mühe, sich, neben einer demüthigen Abbitte, von der Gefängnißstrafe bei Wasser und Brod zu befreien.

Links führt der Weg von dem Baum nach Rheinau. Das kleine Dorf liegt nahe an jener Brücke. Unter allen Spatziergängen um Rastadt ist dieser am stärksten besucht. In dem Kaffeegarten findet man Sonntags immer zahlreiche Gesellschaft von allen Classen. Jeder belustigt sich nach seiner Art. Es giebt Carusselreiten und ähnliche Herrlichkeiten; auch wird das edle Rouge et noir nicht vergessen.

Durch Rheinau geht der Weg nachher rechts herum nach der Stelle, wo man nach

Selz überfährt. Es giebt aber einen näheren Fußsteig, gleich wenn man über die zweite Brücke ist. Dieser führt über Kornfelder und ein kleines Gehölz zur Linken nach Plittersdorf.

Der Boden ist sandig; nur durch großen Fleiß konnte er so gut bearbeitet werden. Der Rhein liegt gerade vor dem Dorf. Es hat oft durch Ueberschwemmungen gelitten. Vor dreissig Jahren noch gieng das Land fast eine Viertelstunde weiter. Die Einwohner wissen sich zu erinnern, daß Häuser und Gärten standen, wo jetzt eine Fuhrt im Rhein ist. Damals gieng der Fluß an der Elsasser Seite sehr schmahl. Das Land gieng bis an das Ende der Insel, die man gegenüber sieht, und die mit Weiden und Buschwerk bewachsen ist.

Das Ufer ist hier nur loser Sand, der nach und nach weggespült wird. Vor nicht gar langer Zeit mußte man die Kirche wegbrechen und verschiedene Häuser höher hinauf versetzen.

Erst vor einigen Tagen wurden wieder drei Häuser von der Ueberschwemmung ergriffen. Die Einwohner konnten nur mit Mühe ihre Haabe retten und die Häuser abbrechen.

Nun ward in der Geschwindigkeit das ganze Rastadter Amt aufgeboten. In einem Tage führten dreitausend Menschen eine Art Damm gegen den Fluß auf. Man hält ihn für hinlänglich. Allein mir scheint es nicht so; wenigstens würde er nicht gegen die Wellen und Fluthen der Elbe schützen. Die Erde ist zu locker und die Dossirung zu schräge.

Diese neue Ueberschwemmung soll dadurch verursacht seyn, daß man wegen des Krieges nicht gegen den Fluß bauen konnte. Die Franzosen wollten es nicht zugeben, und schossen sogar auf die Arbeiter. Der Bau besteht darin, daß man Faschinen auf dem Grund in dem Strom aufführt. Sie werden wieder mit Stäben befestigt, und sollen die Gewalt des Wassers abhalten. Bei reissendem Wasser

mögte diese Hülfe doch unzulänglich seyn. Vielleicht liegt eben in dem Mangel dieser Schutzwehren eine Hauptursache der häufigen Ueberschwemmungen des Rheins.

In dieser ganzen Strecke am Rhein giebt es eine große Anzahl bedaurenswürdiger Emigranten. Man versichert mich, sie soll gegen zehntausend Menschen betragen. Das Schicksal der meisten ist höchst traurig. Sie waren friedliche Landbewohner, die sich nicht um die Revolution kümmerten. Zuerst flohen sie aus Furcht vor den Kaiserlichen. Von Menschen, die in funfzig Jahren von keinem Feinde gehört hatten, durfte man es nicht befremdend finden, wenn sie jenseits des Flusses Schutz suchten. Aber als die Kaiserlichen abzogen, erklärte man sie jenseits für Ausgewanderte. Die Commissaire der Regierung und ihre Creaturen zogen die Einkünfte ihres Vermögens. Einige, die unbefangen zu ihrem Eigenthum zurückkehren wollten, wurden eingesperrt. So wurden Eheleute von ihren Gatten getrennt; Eltern von ih-

ren Kindern. Andern entzog man ihre Höfe oder verkaufte sie, weil dieser oder jener Lust dazu hatte. Seitdem bleiben sie alle auf der rechten Seite und harren ängstlich des Friedens. Sie haben zum Theil Mühe genug, sich ihren Unterhalt zu erwerben. Nur die Menschlichkeit ihrer ehemaligen Mitbürger erleichtert ihnen in etwas ihr Schicksal. Man läßt sie ungehindert herüber und wieder zurück; läßt sie ihre Geschäfte besorgen und auch Geld oder Producte mitnehmen. Aber dieß ist nur Nachsicht der Beamten, nicht Zulassung der Regierung. Sollten Sie es glauben? Das französische Directorium treibt in seinem jetzt herrschenden Sinn die Härte so weit, daß es diese Unglücklichen noch immer nicht über ihr künftiges Schicksal beruhigen will. Zu Zeiten üben sogar die französischen Gesandten hier gegen einzelne eine Strenge aus, die viele Besorgnisse erregt. Vergebens hat sich bisher die Deputation kräftig für sie verwandt; vergebens haben so viele Mitglieder des diplomatischen Corps bei allen Gelegenheiten auf eine eindringende Art vorge-

stellet, wie wenig diese wider ihren Willen vertriebenen Bürger zu irgend einer Classe der Emigranten gehören können. Selbst Melzi's Beredsamkeit hat ihnen noch nicht gesetzliche Milderung bewirkt. Und wir erwarten noch immer ein glückliches Ereigniß, das diese Bestimmung in die Friedensbedingungen bringe.

LXVI.

Rastadt den 11. Jul. 1798.

Ohne der Verschwiegenheit meiner jetzigen Verhältnisse irgend zu nahe zu treten, darf ich Ihnen, mein geliebter Freund, eine Begebenheit melden, die Sie bald auch durch die Zeitungen erfahren.

Die Conferenzen zu Selz sind abgebrochen: Graf Cobenzl, der kaiserliche Gesandte, ist heute abgereiset. Er war gekommen, auf Buonaparte's eigene Einladung, mit ihm sich über die Differenzen beider Staaten auszugleichen. Buonaparte schiffte sich ein, und das Directorium sandte an seine Statt François de Neufchateau, den ein wohl geleitetes Loos aus dem Directorium treten ließ. Diese Wahl verschleierte durch die Berufung auf ein französisches Reichsgesetz die Anmaaßung des Directoriums, die Unterhandlungen auf fran-

zösischem Boden halten zu lassen. Cobenzl begab sich nach Selz. Fast alle Mitglieder des diplomatischen Corps haben auch dort den Exdirector besucht. Er ist ein humaner Mann, von Bildung und Kenntnissen. Auch in den Unterhandlungen war sein persönlicher Ton angenehm. Aber die Vorschriften seiner Regierung banden ihm die Hände. Er konnte nicht, wie Buonaparte, es darauf wagen, daß sie ihn nicht desavouiren dürfe. Die Unterhandlungen zerschlugen sich fruchtlos. Einst wird die Geschichte den Schleier wegziehen, der jetzt über dieses Ereigniß hängt, wie über die Präliminarien von Leoben und die geheimen Bedingungen des Friedens von Campo Formio. Das kann man schon jetzt zuverlässig und mit gutem Gewissen sagen, daß die französische Regierung nichts von dem allen erfüllen wollte, was zu Campo Formio zu Gunsten Oesterreichs ausgemacht war. Sie wollte nicht geben, was sie zugesagt hatte; sie wollte auch keine Entschädigung bewilligen, wo die wörtliche Erfüllung der Verträge unmöglich gemacht war.

Und wie entschieden handelte sie seitdem dem Sinn jenes Friedens entgegen. Wie offenbar veränderte sie während des Friedens den Zustand der Dinge, welchen jener als Grundlage voraussetzte?

Wir wollen nicht reden von der Wegnahme von Mainz, von der Mannheimer Schanze, von der Blokade von Ehrenbreitstein. Man behauptet, daß Oesterreich in dem Frieden zu Campo Formio darein gewilligt habe. Die Politik des Augenblicks hat ihre Geheimnisse. Wir dürfen nicht versuchen sie zu enthüllen.

Aber die Revolutionirung der Schweiz ist ein friedenswidriges Factum, das vor jedermanns Augen liegt. Daß Oesterreich auch darein gewilligt habe, behaupten selbst die Franzosen nicht. Und wer verkennt die wichtigen Folgen der Abhängigkeit der Schweiz bei einem jeden neuen Kriege, bei den Vorbereitungen dazu, bei den enormen Anstrengungen, die nöthig werden, um vorzubeugen?

Die Farçe mit der römischen Republik giebt der französischen Macht an sich einen minder bedeutenden Zuwachs, im Verhältniß gegen Oesterreich. Aber Frankreich erhielt dadurch zwei vortrefliche Häfen. Es kann mit leichterer Mühe in Livorno und Neapel Gesetze vorschreiben.

Neuerlich hat das Directorium sich auch Piemont völlig unterworfen. Erst bereiteten französische Emissarien auf wohlbekannten Wegen einen Aufstand in Piemont. Der König fragte, in einem Augenblick weiser Entschlossenheit gerade zu, was das Directorium über ihn beschlossen habe. Noch war es nicht Zeit ihn zu vernichten. Er erhielt Erlaubniß, die Insurgenten zu bezwingen. Sie wurden schnell unterdrückt. Die Gesinnung des Landes erklärte sich deutlich genug. So wollte es nicht der Plan des Directoriums. Die Tochter Republiken wurden losgelassen. Ligurer und Cisalpiner begannen den Krieg. Die Sardinischen Truppen siegten bei Oneglia. Nun machte General Brünn Frieden mit gewaffneter

Hand. Er befahl allen Partheien sich zu ihm nach Mailand zu begeben. Dort mußte der König von Sardinien die Citadelle von Turin und ein Thor der Stadt den Franzosen bis zum allgemeinen Frieden überlassen. Nun war weder von Frieden noch von Krieg mit den Republiken weiter die Rede. Sie erhielten insgeheim Befehl die Feindseligkeiten einzustellen. Der König von Sardinien darf vor der Hand ruhig auf dem Thron bleiben, nachdem er der Willkühr der französischen Regierung unbedingt unterworfen ist. Oesterreich empfand die Folgen dieser neuen Besitznehmung, und fühlte das unwürdige in der Art. Der sardinische Gesandte in Wien wird nicht mehr als Abgeordneter einer unabhängigen Macht angesehen.

Und nun hat Buonaparte dem allen die Krone aufgesetzt.

Vor acht Tagen erfuhren wir hier die Besitznahme von Maltha. Man kann nicht sagen die Eroberung: denn es ist wohl ausgemacht, daß die Insel erobert war, ehe ein Franzose

an das Land stieg. Der Grosmeister ward wahrscheinlich unvorbereitet von denen zur Capitulation gezwungen, die um das Geheimniß wußten. Und eben desto wichtiger wird dieser Felsen für Frankreich, je unbezwinglicher er ist. Jetzt sind sie völlig Meister des mittelländischen Meeres: die Engländer haben fast keinen Zufluchtsort mehr. Wohin immer Buonaparte's räthselhafte Unternehmung gehen mag, so ist ihm diese leichte Eroberung von großem Nutzen. Selbst seine eigenen Streitkräfte hat er sehr dadurch vermehrt. Er hat mehrere Kriegsschiffe mitgenommen, eine große Menge Geschütz und Waffen, und — was wichtiger ist, als alles andere — eine beträchtliche Anzahl treflicher Seesoldaten.

Was kann man aus diesen Vorzeichen anders schließen, als — Erneuerung des Krieges? Ohne eben in die innersten Geheimnisse der Politik eingeweihet zu seyn, läßt es sich mit ziemlicher Gewißheit voraussehen, daß Oesterreich nicht mehr mit Sicherheit auf die

Fortdauer des Friedens rechnen kann. Frankreich sucht es auf allen Seiten zu umstricken. Machen dann die Umstände den Krieg nöthig oder der französischen Regierung wünschenswerth, so beginnt sie den Kampf mit ungleich größerer Wahrscheinlichkeit des Erfolgs. Auch England allein wird am Ende doch nicht dieser Uebermacht gewachsen seyn. Die beträchtliche Macht, die Buonaparte jetzt unter seinen Befehlen vereinigt, droht sicher mit einem entscheidenden Streich, nachdem es einmal der Wachsamkeit der englischen Flotte nicht gelungen ist, sie in ihren einzelnen Elementen anzugreifen und zu zerstören.

Wahrscheinlich wird das arme Deutschland wieder ein Opfer der Kriegswuth. Die Anwendung des nun schon von der Deputation zugestandenen Entschädigungsgrundsatzes giebt immer einen leichten, natürlichen Anlaß die Unterhandlungen abzubrechen. Selbst das lange Stillschweigen der französischen Gesandschaft, nachdem die erste Friedensbasis angenommen ist, scheint eine solche Absicht zu verrathen. Dage-

gen wird die französische Regierung nicht ermangeln, einst bei neuen Friedensunterhandlungen das geltend zu machen, was jetzt der Deputation einmal abgedrungen ist. Alles, selbst bis auf Formen und Ausdrücke, wird sie gegen die Deutschen benutzen. Um desto weniger kann ich es gleichgültig finden, daß man nicht unter den, wenn gleich ungünstigen Verhältnissen, die über unsern Verhandlungen schwebten, die möglichste Sorgfalt angewandt hat, die Nebenbezeichnungen der vorgeschriebenen Bedingung zu mildern.

Läßt auch die französische Regierung die Farçe hier noch länger fortspielen, so bin ich doch fest überzeugt, daß sie nie zu einem gedeihlichen Ziel führen kann. So lange noch die Unterhandlungen in Selz fortdauerten, war es zweifelhaft, ob man hier nicht zum Schluß kommen konnte. Wenn Frankreich und Oesterreich sich verständigten, so war der Congres, als eine nun einmal eingerichtete Form, immer die bequemste, die vielen Punkte abzumachen, die nachher noch zwischen Deutschland und Frank-

reich zu berichtigen waren. Es war sogar möglich, daß eine die Bedingungen des Vereins festsetzte, das Entschädigungsgeschäft solle, ohne alle Einmischung Frankreichs, auf dem Reichstage berichtigt werden. Dann wäre wenigstens nicht der Abschluß des Definitiv-Friedens mit Frankreich darnach aufgehalten, nicht der Rückzug der französischen Truppen von dem rechten Rheinufer, die einen beträchtlichen Theil von Deutschland noch immer so sehr drücken.

Aber jetzt sind alle diese Hofnungen verschwunden. Nun Frankreich und Oesterreich entzweiet sind, ist der Rastadter Congres auf ein völlig unnützes diplomatisches Spiel reducirt. Weder hat man den Willen etwas endliches abzumachen, noch ließe es sich ausführen, wenn man auch wollte. Denn selbst in der einzigen, noch übrigen Voraussetzung würde der Congres nicht durch seine Fortdauer würken, sondern nur durch seine Auflösung. Sollten Preußen und Oesterreich sich vereinigen, Frankreichs Anmaaßungen Maaß und Ziel zu setzen, so würden

den sie eilen müssen, diesem Spiele ein Ende zu machen. Sie würden Deutschlands Kräfte wieder zum Streit gebrauchen, ehe die Franzosen Zeit gewönnen, sich in eine noch drohendere Verfassung zu setzen, und ihre Uebermacht mehr auf die rechte Seite des Rheins zu ziehen.

Und was meine Besorgnisse mehr als alles erhöhet, ist die Furcht, das französische Directorium könne nicht bestehen ohne Krieg. Diese Ahndung, die ich schon bei Eröfnung des Congresses hegte, wird immer mehr zu einer festen Ueberzeugung. Eine Regierung, die nur auf Usurpation beruhet, nur auf ihr persönliches Interesse denkt, für das Wohl des Landes wenig oder nichts thut, kann sich in dem revolutionirten Lande kaum halten, wenn nicht äußere Gefahr die Einwohner zur Einigkeit nöthigt, oder wenigstens die bewaffnete Macht größtentheils außerhalb der Grenzen beschäftigt. Denn wie unterdrückt auch das Volk seyn mag, wie abgeneigt jeder Erneuerung revolutionairer Bewegungen, so dürfte sich dennoch die Stimmung

ändern, wenn die Hunderttausende zurückkommen, und im Vaterlande Unterhalt fordern, die jetzt auf fremde Kosten leben. Ist das der Fall, mein guter Freund, so mögen wir wohl ein banges Weh über Europa ausrufen. Der Krieg wird wieder ausbrechen, und weiter um sich greifen, als je. Wir können nicht eher Frieden erlangen, als bis feindliche Heere oder innere Bewegungen eine Regierung gestürzt haben, die Krieg führt zu ihrer Selbsterhaltung.

LXVII.

Rastadt den 31. Jul. 1798.

Wagen Sie immerhin eine einträgliche Speculation daran, lieber Brun, und machen Sie eine Reise in das Bad. Sie werden an Gesundheit, an Heiterkeit des Geistes, an Empfänglichkeit für den Genuß des Lebens so viel gewinnen, daß der Saldo in der Balanz mächtig für die Reise ausfällt.

Sonst gehörte ich zu den Ungläubigen an den Brunnen- und Badekuren. Ich konnte mir keinen Begriff machen von der universalen Heilkraft, welche die Brunnenärzte in ihren Beschreibungen, jeder seinem Brunnen oder Bade beilegen. Aber durch eigene Beobachtung bin ich nun eines Besseren überzeugt. Die medizinische Wirkung der mineralischen Wasser in einzelnen Fällen habe ich nie bezweifeln

können. Jetzt räume ich auch ihre allgemeine Nutzbarkeit an Ort und Stelle ein. Aber das nicht bloß des Wassers wegen. Vielleicht darf ich noch so ketzerisch seyn, zu sagen nicht hauptsächlich um des Wassers willen. Nein: wegen der Luft und der Lage dieser Oerter, wegen der Entfernung von allen gewöhnlichen Sorgen und Geschäften, der gemeinschaftlichen Neigung zu geselligem Vergnügen und Heiterkeit, der strengeren Lebensordnung und mäßigeren Diät. Ließe es sich möglich machen, alle diese Bedingungen zu erreichen, ohne eine eigentliche Kur, so könnte man vielleicht das Wasser füglich entbehren. Besonders würden Fremde, die, wie wir Nordländer, weite Reisen machen, ehe wir an dem Badeort ankommen, von einem solchen Aufenthalt in mehreren Wochen eine bessere Gesundheit zurückbringen. Indeß gebe ich gerne zu, daß der Endzweck um desto sicherer erreicht wird, wenn auch noch der vorsichtsmäßige Gebrauch eines heilsamen Wassers hinzukommt. Und in einzelnen Fällen, bei lokalen Schäden oder eingewurzelten Uebeln, haben

sich die Heilkräfte der Wasser auch als Hauptmittel allerdings so bewährt, daß sie selbst staunenswürdige Wirkungen hervorbrachten.

Das Bad, was wir hier ganz in der Nähe haben, Baden, genießt des Vorzugs einer gesunden Luft in einem so hohen Grade, wie irgend ein anderes. Zwar liegt es in einem Thale zwischen Bergen. Aber der Durchzug der Luft ist vollkommen frei. Man merkt keine Feuchtigkeit, keine von den Unannehmlichkeiten einer eingeschlossenen Luft. Bloß die Abwechslungen fanden auch hier statt, welchen die Bergluft allenthalben ausgesetzt ist, nach den Tageszeiten und gewissen Winden. Sie mögen unangenehm seyn, zu Zeiten beschwerlich: ungesund sind sie im Ganzen nicht; sie gehören vielmehr wesentlich zu der natürlichen Beschaffenheit der Berge. Man wird leicht bekannt mit den Vorsichtsmitteln, wodurch man allen Nachtheil abwenden kann. Dagegen genießen Sie fast immer einer heiteren, reinen Luft, einer Wärme, die schwachen Nerven ungemein

wohlthätig ist. Ich kenne nichts angenehmeres, als den Frühling in Baden; auch finde ich im Sommer die Witterung vorzüglicher, als in dem benachbarten Rastadt und Carlsruhe.

Ueber die Kraft des Wassers darf ich wohl nicht urtheilen, weil ich kein Kunstverständiger bin. Man rühmt die auflösende Wirkung sehr. In Krankheiten und Gebrechen, welche auf diese Weise geheilt werden, soll es außerordentliche Dienste leisten. Ich habe verschiedentlich Bäder genommen, aber ohne eigentlich einer Kur zu bedürfen. Also kann ich auch nur überhaupt sagen, daß das Baden eine angenehme Empfindung hervorbringt, und daß man sich erfrischt und leicht darnach fühlt.

Aber an der Art, die Bäder zu gebrauchen, hatte ich manches auszusetzen. Das Wasser wird in Badekammern geleitet, die sich in gewissen berechtigten Wirthshäusern befinden. Diese Kammern scheinen mir in Rücksicht auf Bequemlichkeit und selbst auf Reinlichkeit nicht alle Wünsche zu befriedigen.

Das Bad gehört nicht zu den berühmtesten in Deutschland, und hat doch vielleicht eben so starke Ansprüche auf Celebrität, als manche andere. Auch hierin scheint eine eigensinnige Mode zu herrschen. Einige Mineralwasser behalten ihres specifischen Nutzens wegen immer ihre Stelle, als Carlsbad, Töpliz, Pyrmont. Andere steigen uud fallen, durch einen besonders berühmten Arzt, durch Sorgfalt der Regierung, durch die Meinunz von der Annehmlichkeit des Aufenthalts. Es ist genug, daß ein Bad von sehr vielen besucht wird, um es für vorzüglich wirksam zu halten. Dieser glückliche Zeitpunkt ist bis jetzt noch nicht für das Badensche Baden gekommen. Indeß ist es in der ganzen Gegend umher rühmlich bekannt. Aus dem Elsaß, besonders aus Strasburg, kommen auch viele Gäste. Während der Sommermonathe pflegen alle Badekammern besetzt zu seyn. In den letzteren Jahren störte der Krieg diese Frequenz; allein in diesem Sommer scheint alles wieder in das vorige Geleise zu kommen.

Den geselligen Ton finde ich sehr gut: höflich, anständig, ungezwungen. Von den Klassificationen des Adels weiß man hier nichts. Bei allen öffentlichen Gesellschaften und Vergnügungen findet überall kein Unterschied des Standes unter der guten Gesellschaft statt. Privatgesellschaften, Lustparthien, kleinere Lotterien richten sich nach den allgemein hergebrachten Verhältnissen, doch ohne eine beleidigende Absonderung. Die sich kennen und an einander Geschmack finden, sehen sich öfterer, ohne verstimmt zu werden, wenn Wahl oder Zufall jemand in ihre Mitte bringt, der nach den Regeln der strengsten Etikette sich nicht dahin wagen dürfte. Dazu trägt auch der Congreß das seinige bei. Denn bis auf einen gewissen Grad, findet unter den Mitgliedern des diplomatischen Corps die ängstliche Stufenfolge wirklich nicht statt, wodurch man sich so oft das gesellige Leben verbittert. Und in Bädern vollends sollten dergleichen Thorheiten durch gemeinschaftliche Vereinbarung gänzlich verbannt werden. Wo Menschen aus allen Ländern zusammenkommen,

um gerade in der Gesellschaft zu vergessen, was jeden daheim drückt oder kümmert, sollten sie da noch eine Ehre darin suchen, einem lächerlichen Vorurtheil zu fröhnen, das Menschen von einander trennt, die sonst oft ganz dazu gemacht wären, in der freundschaftlichsten Verbindung zu leben?

Sonntags pflegt man in dem Wirthshause, das Bad genannt, in großer Gesellschaft an der Gasttafel zu speisen. Auch an andern Tagen speisen alle Badegäste, die zu der guten Gesellschaft gehören, gemeinschaftlich. Aber Sonntags kommen gewöhnlich viele Fremde. Während des Congresses ist ihre Zahl noch sehr vergrößert. Ich habe fast immer mit Vergnügen einige Stunden in dieser großen, in manchen Rücksichten sehr gemischten Gesellschaft zugebracht. Und so oft ich hier speisete, habe ich nur einige Kleinigkeiten zu tadeln gefunden. Es schienen mir einige Verstosse gegen die Anständigkeit unterzulaufen, welche die große Mehrzahl der Tischgäste zu fordern berechtigt

war. Meistens war das der Fall mit Tabuletkrämern und Krämerinnen, mit Personen, die das treiben, was unsere alten Rechtsgelehrten Brodlose Künste nennen. Besonders treibt ein sehr kleiner Zwerg, schon ein älterlicher Mann, von schlechten Sitten, sein Unwesen so arg, wenn man ihm einige Gläser Wein giebt, daß ich mir gerne einen Platz suche, wo ich ziemlich sicher seyn kann, daß er mich wenigstens mit seiner Zudringlichkeit verschone. Ich begreife wirklich nicht, wie solche Dissonanzen möglich sind. Es gehört doch nur ein sehr mäßiger Grad von Bildung und Delicatesse dazu, einzusehen, daß eine solche Belustigung wenigstens nicht für die größeren Festtage geeignet sey.

In der Benutzung der Spaziergänge zeigt sich die Verschiedenheit des individuellen Geschmacks fast eben so sehr, als in der Wahl der engeren Gesellschaft. Sie finden diesen nur auf der großen Promenade, jenen auf einsamen Pfaden, den einen in zahlreicher Begleitung, den andern allein oder mit einem einzelnen gleich=

gesinnten Freund, manche nur zu den von der Convenienz und Modebezeichneten Stunden, einige zu allen Zeiten des Tages, wo eine vernünftige Diät das Spazierengehen zuläßt. Und wie mannigfaltig auch dieser Geschmack seyn mag, so finden sie alle in Baden ihre volle Nahrung. Die große Promenade, ausgezeichnet durch das Caffeehaus, ist schattig, bequem, glänzend. Sie sind sicher, hier keinen zu vermissen, der auf guten Ton Anspruch macht. Einige andere Spaziergänge sind so allgemein beliebt, daß Sie immer einige antreffen, mit denen Sie Gesellschaft machen können, wenn Sie wollen. Es giebt aber auch eine sehr große Menge reizender, einsamer Fußwege in den Feldern und auf den Bergen. Hier können Sie, nach Ihrer Neigung, die Natur ganz allein und ungestört beobachten; oder Ihre Empfindungen, fern von dem profanum vulgus, einem auserlesenen Freunde mittheilen; oder in dem Schatten eines Baumes gelagert, ein interessantes Buch im Freien lesen, ohne von anders gestimmten für einen Sonderling gescholten

zu werden; oder, wenn Sie wollen, in Ihre Schreibtafel einen schönen Gedanken oder eine Speculation aufzeichnen, die Ihnen plötzlich aufstößt. Ich kenne aus eigener Beobachtung außer diesem Bade bis jetzt nur noch Lauchstädt; aber ich kann mir nicht vorstellen, daß irgendwo ein größerer Reichthum an Spaziergängen seyn könne. Und diese Mannigfaltigkeit gehört doch allerdings zur Vollkommenheit des Genusses eines Badeaufenthalts.

Nicht so gut bin ich mit dem Schauspiel zufrieden. Die Gesellschaft aus Carlsruhe giebt hier Schauspiele und Singstücke. Aber die Gesellschaft an sich ist mittelmäßig, und noch schlechter ist das Lokal. Sie spielen oft schlecht genug, um als Carrikatur zu belustigen, und nicht gut genug, um irgend einen Freund der Kunst zu interessiren. Neben den Französischen Schauspielern in Rastadt dürften sie vollends nicht auftreten. Dennoch ist das Haus fast immer voll. Das Bedürfniß, in den Abendstunden sich amüsiren zu lassen, ist so groß, daß

man in seinen Forderungen gern nachgiebt. Oft entschädigt man sich auch während des Spiels selbst durch die Gesellschaft oder durch die Beobachtung der Zuschauer. Mir wenigstens fehlt es in einem Schauspielhause, wo alle so nahe bei einander sind, selten an Unterhaltung. Ohne sonderlich auf das Spiel zu achten, beschäftigt mich der sehr verschiedene Ausdruck der Empfindungen der Zuschauer, der bei einem so gemischten Publicum oft seltsame Kontraste macht.

Wäre noch meine Tanzzeit, so würde mich der Tanz sehr vergnügen. Alle Sonntage wird getanzt in ziemlich zahlreicher Gesellschaft. Außer den Badegästen kommen beständig Tanzlustige von Rastadt, Carlsruhe und anderen Oertern in der Nähe. Auch hier ist der Walzer Lieblingstanz und fast der einzige: nicht nach dem langsameren Takt, der ehedem Mode war, sondern rauschender, wie ihn die Oesterreichischen Offiziere besonders gelehrt haben. Ob diese Art des Tanzes der Gesundheit die zuträg-

lichste sey, überlasse ich dem Badearzt zu entscheiden. In der Zeit an sich überschreitet man nicht das Maas; der Tanz ist geendigt, ehe es kühl wird. Aber man fängt an zu tanzen, sobald des Mittags die Tische weggeräumt sind. Das kann unmöglich gesund seyn. Auch ist die Luft in dem Tanzsaal in den ersten Stunden im höchsten Grade drückend. Mich dünkt, die Badepolizei müsse dafür sorgen, daß es keine solche Gelegenheit gebe, seine Gesundheit in Gefahr zu setzen.

Während des Sommers kömmt die herrschaftliche Familie mehreremale nach Baden, zuweilen auch der Markgraf. Sie besuchen dann den Tanzsaal, aber so fern von allem unnöthigen Zwang und steifer Etikette, als wo man sie sonst öffentlich findet. Mir ist es jederzeit doppeltes Fest, zu sehen, wie diese liebenswürdige Fürstliche Familie durch ihre Gegenwart die Freude allgemein erhöhet, anstatt sie zurückzuhalten oder zu tödten.

Eben, indem ich diese Fürstentugend, welche hier wirklich auch Familientugend ist, so herzlich ehre, kann ich mich nicht der Vergleichungen enthalten mit dem, was ich an manchen anderen Orten bemerkt habe. So versicherten mich einst glaubwürdige Zeugen in einer Residenz eines deutschen Fürsten, dessen Land kleiner ist als das Badensche, daß jedermann dem Fürsten gerne aus dem Wege gehe, damit er nicht sich der Gefahr aussetze, etwas unangenehmes zu hören, oder eine verhöhnende Gebehrde zu sehen. Insonderheit war dieß der Fall bei der Dienerschaft. Einst suchte ein Unterofficiant bei dem Fürstlichen Keller, um seinen gnädigsten Herrn nicht in der Nähe zu sehen, den er von ferne gewahrte, Schutz in dem Magazin eines Weinhändlers. Kurz nachher sah der Mundschenk in derselben Gasse seinen Fürsten durch eine Queergasse gerade auf sich zukommen. Auch er machte sich ein Geschäft bei dem Weinhändler. Sein unterthäniger Untergebener verkroch sich ehrerbietig hinter ein Faß, indeß der Chef des Keller-Etats in den

Hintergrund des Magazins gieng. Als er weggehen wollte, bemerkte er jenen. Der Mundschenk lachte: der Kellerofficiant verzerrte den Mund. Einer Erklärung bedurfte es nicht: jeder wußte, warum der andere da war.

Aber damit ich doch auch in Baden etwas tadle, muß ich das leidige Spiel hart anklagen. Es herrscht in allen seinen Arten eben so sehr, als in den besuchtesten Bädern. Werden nicht so große Summen umgesetzt, so ist es doch in seinen Wirkungen nicht minder verderblich. Ich begreife in der That nicht, warum sich das Uebel nicht allenthalben abstellen ließe. Einverstanden müßte freilich die gesittete Welt darüber seyn. Würde es nur bei einigen Kurörtern abgeschafft, so erhielten die übrigen dadurch einen Vorzug, der ihre Frequenz auf jener Kosten beförderte. Aber sollte man nicht hoffen, daß der Geist unserer Zeiten, indeß die Sitten diese Kuren im-

mer

mer nothwendiger und beliebter machen, auch ein Uebel heben würde, was den wohlthätigen Einfluß der Kur sehr vermindert, vielleicht öfterer ganz zerstört, als man es glaubt und sich eingestehen will?

LXVIII.

Rastadt den 19. Aug. 1798.

In diesen Tagen, mein würdiger Freund, habe ich einen sehr interessanten Anlaß gehabt, Beobachtungen über die Gewalt der Leidenschaften in Beziehung auf meine gegenwärtigen Verhältnisse anzustellen. Wir erfuhren unerwartet eine wichtige Neuigkeit, die jedermann in dem Maaße interessirte, daß auch die abgemessensten Staatsmänner aus ihren gewohnten Falten kamen.

Am 17. Aug. erhielten wir ein gedrucktes Bülletin aus Augsburg, Nelson habe am 1. Aug. Buonaparte's Flotte angegriffen, gänzlich geschlagen, theils genommen, theils zerstört. Die Nachricht war so umständlich, an so vielen Orten schon bekannt, daß man kaum sich noch einen Zweifel erlauben durfte. Am fol-

genden Tage verbreiteten sich noch mehrere Nachrichten, alle gleichförmig, alle höchst wahrscheinlich. Nun schien die Sache ausgemacht. Keiner konnte an etwas anderes denken, als an Nelsons Sieg. Die große Mehrheit fieng schon an sich ihrer Freude zu überlassen; die heimlichen Freunde oder die Schmeichler der Franzosen wurden kleinlaut. Man erschöpfte sich in politischen Träumereien über die muthmaaslichen Folgen der großen Begebenheit. Einige sahen schon das Directorium gestürzt, die Schein-Republik zur Erde bestattet, einen Bourbon wieder auf dem Thron. Andere beklagten, daß man schon die Abtretung des ganzen linken Rheinufers bewilligt, sogar das Säcularisationsprincip eingeräumet habe. Wer bisher den Franzosen, als dem mächtigeren Theil den Hof gemacht hatte, fieng schon an zu berechnen, wie er am besten wieder einlenken könne. Der Enthusiasmus theilte sich allen Klassen mit. Wir hatten Mühe unsere Bedienten abzuhalten, einen Ball zu geben, den sie heute Abend für ihre Schönen veranstalten

wollten. Selbst die Gesandten, denen man die höchste Zurückhaltung beimaas, konnten sich dennoch kaum einer Aeußerung stiller Freude erwehren: denn im Innern seines Herzens ist fast jedermann der französischen Regierung gram, wenn er gleich glaubt seines politischen Interesse wegen es mit ihr halten zu müssen.

Aber wie ganz anders steht heute der politische Horizont. Die Wiener Briefe, die in der Nacht ankamen, sagen nichts über die wichtige Begebenheit. Daß man in Wien nicht davon wissen solle, ist nicht glaublich. Wer sich also besser auf politische Combinationen versteht, zieht sie schon in Zweifel. Glücklich diejenigen, die ihre Freude in sich selbst verschlossen! Wer sie ein wenig laut werden ließ, und nicht dem Interesse seines Hofes getreu, den Franzosen trotzen kann, fürchtet schon die unvermeidliche Rache. Hingegen die französischen Partheigänger heben das Haupt um eine Elle höher. Sie versichern ganz laut, die Zeitung sei eine alberne Mähr; kein vernünftiger Mensch

habe daran glauben können; bloß aus Schonung gegen so manche wackere, aber irre geführte Männer, hätten sie nicht widersprochen. Darüber gerathen denn ihre Gegner in übel verbissene Wuth. „Der — — denkt zum Lohn „seines Eifers eine reiche Abtei davon zu tra„gen," sagte ein Gesandter eines mächtigen Hofes in Baden, laut genug, um gehört zu werden, „Profit die Mahlzeit! Eine lange Na„se soll es setzen." *)

Zwar ist der Ungrund jener Nachricht noch nicht erwiesen; aber sie hat schon jetzt alle Wahrscheinlichkeit verloren. Sonderbar genug war es übrigens, daß französische Blätter kurz, ehe die Nachricht ankam, ganz entgegengesetzte Berichte von Buonaparte gaben. Nach diesen sollte ebenfalls eine Schlacht bei Alexandrien

*) Die Umstände änderten sich in der Folge, und das eigensinnige Verhängniß begünstigte die Freunde der Franzosen. Der — — von dem die Rede war, erhielt eine sehr reiche Entschädigung, die noch immer weit mehr werth ist, als alles, was er es sich kosten ließ.

vorgefallen seyn. Aber der Ausgang wäre siegreich für die Franzosen gewesen. Buonaparte hätte durch Entern 3 englische Schiffe und 2 Fregatten genommen und verfolgte die übrigen Schiffe. Allein dieser Nachricht wollte niemand sonderlichen Glauben beimessen.

Was diese unwillkührlichen Aeußerungen der Empfindungen unwidersprechlich gezeigt haben, ist der fast allgemeine Haß und Erbitterung gegen die französische Regierung. Gerade das Betragen der gemäßigten und unpartheiischen, wo sie unbesorgt sich äußern durften, setzt es außer Zweifel, daß nur kleinliches Privatinteresse diejenigen beseelt, die sich den Anschein geben, es wirklich mit den Franzosen zu halten. Und in der That, ich weiß nicht, ob man diese Stimmung tadeln darf. Selbst Sie, mein Freund, wie geneigt Sie auch immer der milderen Beurtheilung sind, könnten sich kaum des Unwillens enthalte, wenn Sie Zeuge wären von dem Gange der Verhandlungen.

Je sichtbarer auf Seite der deutschen Nachgiebigkeit, Furchtsamkeit, Uneinigkeit ist, desto mehr wächst der Uebermuth, der Trotz, die Anmaaßung auf Seiten der französischen Gesandten. Und man kann doch nicht anders, als das Werk ihrer Regierung darin erkennen. Was auch immer ihre Vorstellungen und das Einblasen ihrer Partheigänger anfangs beitragen mogten, die Regierung zu übertriebenen Forderungen zu bewegen, so ist doch offenbar die Beharrlichkeit darauf, die verächtliche Behandlung des mitunterhandelnden Theils jetzt planmäßig geworden. Auch ist ein solches Betragen der französischen Regierung gegen andere Staaten leider so wenig Seltenheit, daß man sich nicht darüber wundern darf, es in Rastadt in dem vollesten Umfange angewandt zu sehen.

Nur macht, ich gestehe es, mein individueller Charakter es doppelt schwer, den Unmuth zu unterdrücken, den ich darüber empfinde. Sie erinnern sich vielleicht noch von jenen Zeiten her, wo ich die Schriften der Alten unter Ihrer Leitung las, wie sehr ich der gebieterischen

Sprache des mächtigeren Theils feind war. Diese Ansicht ist mir immer geblieben. Ich vermag nicht mich zu überreden Uebermuth für einen Ausfluß von Stärke anzusehen. Festigkeit und Muth kann auch der Unglückliche haben: es ist nicht edel ihn zu behandeln, als ob er sie nicht besäße. Im Gegentheil zeugt ein schonendes Betragen des schwächern Gegners von einem wahrhaft großen Geist. Nur dadurch allein besänftigt man die natürliche Geneigtheit der Menschen sich des Schwächeren anzunehmen. Lehrt nicht die Geschichte aller Zeiten, daß Uebermuth des Siegers alles gegen ihn aufbrachte, früher oder später seinen Fall herbeiführte?

Die Franzosen haben in ihrer neueren Geschichte von Ludewig 14. leicht das auffallendste Beispiel eines solchen Glückswechsels. War doch dieser Monarch, vor dem sonst ganz Europa erzitterte, so weit gebracht, daß er selbst sich erbot, Geld zu geben, um seinen Enkel aus Spanien zu vertreiben, nachdem er zehn Jah-

re lang Krieg geführt hatte, ihn auf den Spanischen Thron zu setzen? Nur eine unvorhergesehene Revolution in dem Londner Cabinett rettete Frankreich von der Zerstückelung, als seine eigensinnigen Feinde auch jene Bedingungen verwarfen und darauf bestanden, daß sogar ein französisches Heer den Prinzen des Hauses bekämpfen sollte. Aber so ist der Charakter der gewöhnlichen Menschen im Glück. Die jetzigen französischen Machthaber achten nicht jener Lehre. Nicht zufrieden mit den erstaunend großen Vortheilen, die ihnen der Friede von Campo Formio zusichert, haben sie Frankreichs Grenzen und Mittel während des sogenannten Friedens durch neue Gewaltthätigkeiten beträchtlich ausgedehnt. Nicht zufrieden mit allen Aufopferungen, welche schon die Deputation für Deutschland bewilligen mußte, führen sie die Unterhandlung in Rastadt auf eine Art, als wenn sie Deutschland völlig unterjocht glauben.

Auf die gegründeten Einreden, welche die Deputation ihren überspannten, unbilligen Forderungen in der Note vom 3. Mai entgegensetzte, haben sie nur kaum geachtet. Die Note vom 22. Jun. erläßt von den streitigen Punkten fast nur das, was für sie selbst kein Interesse haben kann. Sie wollen in Kehl keine regelmäßige Festung oder Stadt bauen, wollen disseits Hüningen vor der Commerzialbrücke auf funfzig Morgen Landes Verzicht thun. Das heißt nichts gesagt; man sollte die Maske des Nachgebens fast nur für Spott halten. Uebrigens bestehen sie auf allen Forderungen, namentlich auf die freie Schiffarth auf der Donau, die sie nur zu begehren scheinen, um Oesterreich Hohn zu sprechen.

In einer späteren Note vom 19. Jul. entsagen sie endlich den Rheininseln disseits des Thalwegs im Rheinstrom, aber mit Ausschluß der Petersaue bei Mainz, die ihnen allein wichtig ist. Auch die Redouten bei Kehl wollen sie aufgeben. Aber sie treten mit einer neuen For-

derung auf. Das Reich soll seinen Gerechtsamen an das Frickthal entsagen, wenn es welche hat. Zeigt die Einmischung dieses fremden Gegenstandes guten Willen? Sollte man nicht vielmehr daraus auf die Absicht schliessen, die Unterhandlungen immer weiter zu verschleppen und zu erschweren?

Aber nicht genug. Mehrere der deutschen Gesandten hatten schon seit einiger Zeit in Vorschlag gebracht, ein vollständiges Friedensinstrument zu entwerfen. Unläugbar war das ein bequemes, sicheres Mittel, sich über die zugestandenen Punkte vollkommen, auch der Hofnung nach, zu vereinbaren. Die Uebersicht der unerledigten ward in eben dem Verhältniß erleichtert. Man beugte vielen Schwierigkeiten vor, die am Ende noch den Abschluß der Unterhandlungen aufhalten konnten. Zu diesem Ende arbeiteten der Mainzische und der Bremische Gesandte jeder einen Aufsatz aus, den sie unter der Hand anderen mittheilten. Es war die Absicht, sich über einen gemeinschaftli-

Entwurf zu vereinbaren, und diesen der französischen Gesandtschaft mitzutheilen, um ihre Bemerkungen zu machen, oder selbst einen anderen Entwurf zu verfassen. Diese Form der Unterhandlungen ist nicht ungewöhnlich. Sie ward noch neuerlich von den Franzosen selbst gegen England befolgt.

Dennoch wollten sie jetzt nichts davon wissen. Kaum gelangte es zu der Kenntniß der Französischen Gesandten, daß ein solcher Plan im Werk wäre, als die Deputation eine offizielle Weisung erhielt, sich anstatt einer so unnützen Arbeit mit der punktweisen Beantwortung der letzten Note vom 19. Jul. zu beschäftigen. Dieser Anforderung glaubte die Deputation folgen zu müssen. Die Berathschlagung über den Entwurf des Friedensinstruments ist völlig beseitigt. So herrisch gebieten die Franzosen in der Form, wie in der Sache selbst.

Wirklich eilte nun die Deputation jene Note zu beantworten. Sie wagte aber auch jetzt

nicht, feste Vorschläge zur Vereinigung über alle Gegenstände zu thun. In der unsicheren Hofnung, durch einen Wechsel der Umstände bessere Bedingungen zu erhalten, blieb man im Ganzen bei den vorigen Behauptungen. Der Antrag wegen des Frickthals ward abgelehnt, als fremdartig. Die verlangte Schleifung von Ehrenbreitstein nach dem Friedensschluß bewilligte die Deputation unter der unumstößlichen Bedingung der Zurückgabe aller festen Punkte disseits des Thalwegs gleichfalls geschleift.

Ueber diese Antwort ist ein diplomatischer Streit entstanden, der das Unangenehme der Lage der Deputation noch vermehrt.

Der kaiserliche Plenipotentiarius glaubte sich nicht berechtigt, die Schleifung der Festungswerke von Ehrenbreitstein zu bewilligen. Er ließ daher in seiner Mittheilung jener Antwort an die Französische Gesandtschaft den Punkt völlig aus, und behielt die Entschließung darüber vor.

Sogleich erschien am 13. August eine Note, worin die Französischen Gesandten ihre höchste Verwunderung äußerten, daß sie über jenen Punkt keine cathegorische Antwort erhalten hätten. Sie bestanden nunmehr wiederholt darauf.

Die Deputation machte dem Plenipotentiarius Vorstellungen, daß er den Artikel wörtlich nachtragen möge, mit oder ohne Beitritt. Allein der Plenipotentiarius wollte den Antrag nicht erfüllen. Auf eine wiederholte Anforderung der Deputation, unterrichtete darauf der Plenipotentiarius die Französische Gesandtschaft von dem Inhalt der Antwort der Deputation. Diese wollte sich dabei nicht beruhigen, weil jene Conferenz nicht für officiel gelten sollte.

Nun wollte die Deputation die Antwort auf die zweite Französische Note vom 13. nicht länger aussetzen. Sie beschloß also am 17. August eine Antwort, wodurch der Französischen Gesandtschaft auch der wörtliche Inhalt der Entschließung über die Schleifung von Ehrenbreit-

stein mitgetheilt ward, jedoch mit dem Vorbehalt, daß der Kaiserliche Plenipotentiarius sich seine Erklärung desfalls noch vorbehalte. *)

So standen die Sachen, als wir an demselben Abend die Nachricht von der angeblichen Niederlage Buonaparte's erhielten, die jetzt auf den Gang der Unterhandlungen wahrscheinlich keinen weiteren Einfluß haben wird.

*) Ueber die Lage der Reichsdeputation seit dem 7. August 1798. Eine anonyme Schrift, welche die einschlagenden Actenstücke enthält, und im August in Rastadt verbreitet ward.

LXIX.

Rastadt den 20. Septbr. 1798.

Wenige Tage, nachdem wir an dem Ungrunde der Nachricht von Nelsons Siege nicht mehr zweifeln konnten, erhielten wir eine befriedigende Aufklärung über den ersten Anlaß zu dieser Erfindung des kaufmännischen Speculationsgeistes.

Am 4. Julius, an eben dem Tage, den die meisten Berichte als die Zeit der Schlacht angeben, kam eine französische Fregatte in dem Hafen von Alexandrien an. Der Consul begab sich an ihren Bord. Diese Fregatte segelte gleich wieder ab.

Am folgenden Tage erschienen fünf englische Schiffe vor Alexandrien. Auch ihre Befehlshaber sprachen mit dem englischen Consul. Nelson, der schon am 28. Junius vor

Alex-

Alexandrien gewesen war, vermuthete, die französische Flotte habe den Weg nach Alexandrette genommen. Dahin folgte er ihr.

Inzwischen war Buonaparte von Kandia her gekommen. So entgieng er der Wachsamkeit der englischen Flotte.*) Was niemand geglaubt hatte, weil es in der gesetzgebenden Versammlung selbst vorhergesagt war, bestätigte sich durch den Erfolg.

Buonaparte überfiel unvermuthet Egypten. Er nahm Alexandria mit Sturm, erließ Proclamationen an die Egypter in dem Sinn des Stifters einer neuen politischen Lehre im Orient. Dann rückte er schneller tiefer in das Land ein. Alle wahrscheinlichen Umstände verheissen ihm einen glücklichen Fortgang. Die Schwäche seiner Feinde, die vollkommene Ueberra-

*) Als Beilage zu dem Bericht der allgemeinen Zeitung über die merkwürdige Schlacht bei Abukir ist eine kleine Charte über die Seezüge beider Flotten mitgegeben, woraus man sehr deutlich sieht, wie sie einander verfehlten.

schung, sein Genie, die Stärke seiner Mittel, selbst sein bisheriges Glück — streiten in gleichem Grade für ihn.

Diese wichtige Nachricht erfuhren wir hier am 20sten August. Einige Tage später machte das französische Directorium sie bekannt, als aus Frankfurter Zeitungen entlehnt. Offiziel kam sie erst den 11. September nach Paris, weil die Engländer ein Schiff auffiengen, das sie zuerst überbringen sollte.

Sie können sich die Wirkungen auf unsern Horizont leicht angeben, mein geliebter Freund. Sie waren um desto auffallender, weil wir noch mit den Folgen einer ganz entgegengesetzten Nachricht zu thun hatten. Ungerne mögte ich glauben, daß sie die Sprache der französischen Gesandten noch höher stimmte. Indeß scheint dieß doch aus ihren letzteren Noten zu folgen.

Zuvörderst nahmen sie gnädig genug die letzte deutsche Note vom 17. August an, die ihnen erst am 21. von dem kaiserlichen Plenipotentia-

rius mitgetheilt ward. Sie bemerkten in ihrer Antwort vom 23. August: der Punkt wegen Ehrenbreitstein sei nun so viel möglich berichtigt, der Fehler habe an einer Weglassung von Seiten des kaiserlichen Plenipotentiarius gelegen, die billig nicht statt finden sollen. Aber sie drangen wiederholt auf eine kathegorische, punktweise verfaßte Antwort.

Auf die Sitzung, worin die Deputation über diese Note berathschlagen wollte, waren die flehenden Bitten berechnet, welche mehrere Particularabgeordnete bei der Deputation eingaben, um möglichste Beschleinigung des Friedensschlusses durch die größte Nachgiebigkeit. Ihre erschöpften, von den Franzosen täglich mehr gedrückten Lande müßten erliegen; die Deputation werde sich durch Verzögerung schwere Verantwortlichkeit aufladen. Selbst Particulargesandte von Reichsständen, die in der Deputation sitzen, unterschrieben gemeinschaftliche Vorstellungen dieser Art.

Aber zu gleicher Zeit ward die Deputation von einer anderen Seite in entgegengesetztem Sinn aufgeklärt. Aus dem kaiserlichen Hauptquartier ward eine anonyme Schrift abgesandt, die gerade gegen die bevorstehende Sitzung in Rastadt ankam, um die Deputation zu überzeugen, daß ihre Nachgiebigkeit Grenzen haben müsse, wenn man anders noch die Erhaltung des deutschen Reichs bezwecke *). Vorzüglich zeigt der Verfasser darin mit Scharfsinn und überwiegenden Kenntnissen die dringende Gefahr, welche für Deutschland daraus entstünde, wenn man den Franzosen Cassel, Kehl, oder irgend einen Platz vor Hüningen überlassen wolle. Keine Scholle Erde, kein Berührungspunkt müsse für Frankreich auf dem rechten Rheinufer existiren. Es sei nur Spott, daß diese Plätze

*) Die von der französischen Gesandtschaft zu Rastadt an das deutsche Reich gemachten Forderungen wegen Ueberlassung mehrerer festen Punkte auf dem rechten Rheinufer können und dürfen schlechterdings nicht bewilligt werden. 1798. 8.

Deutschland bei Angriffen gegen Frankreich begünstigen würden. Auch sei ihr Besitz zu Frankreichs Sicherheit schlechterdings nicht erforderlich. Frankreich habe vielmehr bei einer dreifachen Schutzwehr der Grenzen längs dem ganzen Rhein fünf Angriffspunkte auf die ohnehin wehrlose deutsche Grenze. Durch Abtretung dieser Punkte höre der Rhein auf natürliche Grenze zu seyn. Der Strom komme dann ganz unter französische Herrschaft. Dieß widerspreche dem ganzen Gang der Friedensverhandlungen. Eben so wenig könnten Commerzialbrücken bei Hüningen und Breisach statt finden, wegen der militairischen Hinsichten und Angriffsdirectionen nach dem Bodensee und der oberen Donau. Die vorgeschützten Handelsvortheile ließen sich eben so gut erreichen durch eine fliegende Brücke und die Baseler Brücke. Auch dürfe keine dem rechten Rheinufer näher liegende Insel überlassen werden, auch nicht die Petersaue wegen der besondern Beschaffenheit des Stroms. Endlich sei eine genauere Normalbestimmung und Erhaltung der Grenze erforderlich, als die,

welche im Thalweg liege, wegen der häufigen Veränderungen des Stroms. Die Inseln müssen abgesondert, eine Linie gezogen werden. Dazu werde eine zahlreiche Untersuchung durch eine gemeinschaftliche Commission erfordert. Würde dieß alles nicht nachgegeben, so könne Deutschland mit voller Macht und Sicherheit bis an die Donau plötzlich überfallen und unterjocht werden. Lieber müsse man einen neuen Bund gegen den Druck der Vernichtung schließen. Drei Armeen von Oesterreich, Preußen und den übrigen Reichsständen, jede von 100000 Mann müssen noch einmal die Waffen ergreifen, um das gemeinschaftliche Vaterland zu retten und vom Untergang zu befreien.

Von diesem Bunde zwar mögten wir ziemlich weit entfernt seyn. Mein lieber Freund, wo wollen wir bei der jetzigen Lage Deutschlands und Europens ein solches Einverständniß erwarten? Und wenn es für den Augenblick zu Stande käme, wie bald würde es wieder aufhören? wie leicht würde es den Franzosen werden, die

Neu-Verbündeten zu entzweien, wenn nicht schon unter ihnen selbst der Saame der Uneinigkeit bald keimen, und um sich greifen würde. Nein! das Beispiel der einen Coalition gegen Frankreich sollte billig zum Wahrzeichen gegen alle folgenden dienen. Auf verbündete Armeen darf man schwerlich anders rechnen, als wenn jede, völlig von der andern abgesondert, von der Seite herwirkt, wo ihr die meisten Mittel zu Gebot stehen. Und selbst dann würden noch das endliche Interesse des Krieges, die Frage von der Benutzung des etwanigen Kriegsglücks, von der Erwerbung und Behauptung von Eroberungen Schwierigkeiten erregen, die kaum eine lange Dauer des Einverständnisses erwarten ließen.

Allein abgerechnet von der Idee eines solchen Bundes, bleibt die Möglichkeit, daß Oesterreich, unterstützt vielleicht durch eine andere Macht, die kein unmittelbares Interesse hat, auf Frankreichs Kosten sich zu vergrößern, entschlossen sey, Frankreich nur bis auf einen ge-

wissen Punkt gegen Deutschland gehen zu lassen. Sollte dieß der Fall seyn, so dürfte die Deputation immer noch Grund genug haben, nicht mehr einzuräumen, als was schon zugestanden ist. Denn die allmähligen Ausdehnungen der französischen Forderungen lassen kaum ein festes Ziel voraussehen, wenn Frankreich keinen ernstlichen Widerstand zu besorgen hat.

Aehnliche Betrachtungen scheinen wirklich bei der Deputation Eingang zu finden.

Die deutsche Note vom 31. August lehnte stillschweigend alle weitere französische Forderungen ab in einem festeren Ton, als man lange zu führen gewagt hatte. Noch behielt sich der Plenipotentiarius seine Erklärung wegen der Schleifung von Ehrenbreitstein vor. Er hatte der französischen Gesandtschaft jene Note einige Stunden früher zugestellt, als er seinen Courier von Wien zurück erhielt, der ihn authorisirte jener Forderung beizutreten.

Wahrscheinlich in Rücksicht auf die nun erfolgte gänzliche Wegräumung dieses Hindernisses erklärte sich die französische Gesandtschaft, daß sie die unbedingte und einfache Einwilligung zu der Schleifung von Ehrenbreitstein annehme. Aber zugleich beharrte sie auf Kehl, Cassel und auf der Petersaue, als Accessorien des ihnen unwiderruflich abgetretenen linken Rheinufers. Sie verwiesen der Deputation ihren nicht motivirten Widerstand, welcher dem Interesse der deutschen Fürsten entgegen laufe. Um so mehr forderten sie eine schnelle bestimmte Antwort, welche ihr künftiges Benehmen bestimmen werde.

Auf diese Note verstand sich die Deputation auch noch zu der Abtretung der Petersaue, wenn dadurch alle übrigen Punkte erledigt würden.

Aber die Franzosen wollten sich in ihrer Antwort durchaus nicht auf eine collective Unterhandlung einlassen. Sie leisteten Verzicht

auf die Befestigung von Kehl und Cassel, und wollten den demolirten Grund behalten.

Nun beschloß die Deputation gestern der französischen Gesandtschaft die Zusicherung der Ueberlassung des linken Rheinufers, der Petersaue bei Mainz und der Schleifung der Festungswerke von Ehrenbreitstein zu wiederholen. Aber sie beharrte standhaft auf der Entsagung aller Berührungspunkte disseits des Rheins, folglich auch des Grunds und Bodens von Kehl und Cassel. Zugleich behauptet sie mit großem Recht die Unanwendbarkeit der französischen Emigrationsgesetze auf alle durch den künftigen Reichsfrieden an Frankreich abgetretenen Länder, und auf die Reichsangehörigen in Lothringen, in Elsas und Frankreich selbst.

Und heute, mein Freund, indem ich diesen Brief schließen will, bringt uns die französische Amtszeitung, der Redacteur, die nicht zu bezweifelnde Nachricht von einem großen Siege Nelsons bei Bequieres oder Abukir.

„Briefe von Maltha," sagt der Redacteur vom 29. Fructidor (15. September) „enthal„ten die Nachricht, Buonaparte sey am 23. „Messidor (1. Jul.) mit seiner ganzen Armee „in Alexandrien gelandet. Nachdem er dort ei„nen Bund mit den Oberhäuptern der Araber „geschlossen, zog er mit seinem Heer nach Cai„ro, wo er an dessen Spitze am 5. Thermidor „(23. Jul.) einzog. Er machte sich Meister „von ganz Unteregypten. Dann setzte er seinen „Marsch weiter fort."

„Dieselben Briefe sagen, die Eskadre des „Admirals Brueys sey bis Bequieres, wo er „Anstalten traf, nach Frankreich zurückzukeh„ren, von einer englischen Eskadre angegriffen, „die ihm an Größe und Zahl der Schiffe über„legen war. Der Kampf ward von beiden „Seiten mit einer Hartnäckigkeit geführt, wo„von die Geschichte kein Beispiel kennt. Wäh„rend des Gefechts fieng das französische Admi„rals-Schif Feuer. Zwei oder drei wurden in „den Grund gebohrt; mehrere andere französi-

„sche und englische sah man entmastet auf den „Strand geworfen. Man ist ihres Schicksals „wegen sehr besorgt."

Am Tage zuvor lieferte der Redacteur günstige Nachrichten aus Irland.

So aufmerksam ist die französische Regierung auf Gustav 3. Regel in mißlichen Fällen: il faut faire quelque chose pour consoler le peuple. Aber mit aller Sorgfalt böse Nachrichten nur mit guten vermischt einzugeben, wird sie dennoch nicht dem stärkeren Eindruck der Niederlage der Flotte wehren. Denn es ist ohne Zweifel eine völlige Vernichtung. Da die Amtszeitung das Factum eingesteht, so ist es fast nicht zweifelhaft, daß die Berichte Glauben verdienen, die wir zu gleicher Zeit aus anderen Orten erhalten. Nach diesen sind alle Schiffe bis auf zwei Linienschiffe und zwei Fregatten verbrannt, gesunken oder genommen. Die Frucht

der Beraubung von Venedig und Maltha verschlang ein Tag.

Die Folgen dieser großen Begebenheit lassen sich freilich nicht voraussehen. Soll man nach dem urtheilen, was sich bei der ersten falsch befundenen Nachricht äußerte, so werden sie den Frieden gewiß nicht befördern. Die Erbitterung gegen Frankreich ist so allgemein, so stark, daß alles nur auf einen glücklichen Anstoß wartet, um wieder zu den Waffen zu greifen. Wahrscheinlich bricht der Kampf zuerst in Italien aus. Hier sind so viele Misvergnügte, die von England zunächst Unterstützung erhalten können. Wäre die Schweiz nicht schon so tief verstrickt, so würde sie jetzt auch ohne Zweifel gemeinschaftliche Sache machen mit allen Unterdrückten. Lange wird Oesterreich selbst nicht warten, ehe es die vielen Beleidigungen seit dem Frieden von Campo Formio zu rächen sucht. Es setzt sich allmählig in Verfassung, bessert die Mängel, die sich bei der Armee ein-

geschlichen hatten. Fast kann es nicht neutral bleiben, wenn der Krieg in Italien anfangen sollte, wenn Frankreich das schon oft bekehrte Neapel bekriegte. So viele Bande vereinigen beide Staaten. Oesterreich hat überdieß alles für seine Italiänischen Besitzungen zu fürchten, wenn Frankreich eine beschränkte Obermacht in Italien erlangt.

Und in Frankreich selbst, in den Belgischen Provinzen, in den neu erworbenen Ländern am linken Rheinufer ist ein Saame des Misvergnügens, der nur einer Einwirkung von außen harret, um schnell aufzuschießen. Das französische Directorium hat vielleicht nichts im Innern zu fürchten, so lange nicht äußere Unglücksfälle den Glauben an seine Macht schwächen. Aber treten dergleichen Umstände ein, so dürften auch jetzt die inneren Feinde die gefährlichsten werden.

Alles scheint sich also dahin zu neigen, dem französischen Directorium zu gewähren,

was es sich, wie ich glaube, immer am mei- sten wünscht — den Krieg. Aber ob er un- ter Auspizen beginnen werde, die einen glück- lichen Ausgang vorhersehen lassen, das ist eine andere Frage.

LXX.

Pfalzgrafenweiler den 25. Septbr. 1798.

Zum zweitenmale, lieber Sander, bin ich auf dem Wege nach der Schweiz. Trügen mich nicht alle politischen Combinationen, so wird der Congreß nach dem Schluß vom 22. Sept. mehrere Wochen keinen Gegenstand zu meiner Thätigkeit erhalten. Diese Frist weiß ich nicht besser zu nutzen, als abermals eine Reise nach der Schweiz zu machen. In dieser umgeschaffenen Republik haben sich wieder mehrere Vorfälle ereignet, die allerdings einem aufmerksamen Beobachter sehr interessante Gesichtspunkte darstellen. Abermals ist ein kleiner innerer Krieg geführt. Die armen Unterwaldner sind durch Feuer und Schwerdt vernichtet, weil sie nicht einen überflüßigen Eid schwören wollten, den das Directorium dem ganzen Lande vorschrieb, noch nicht genug gewitzigt, wie es scheint,

scheint, durch alle unselige Erfahrungen der französischen Republik über die Revolutionseide. Das militärische Bündniß mit der Schweiz, welches das französische Directorium ihr endlich aufgedrungen hat, verändert auf das neue die politischen Verhältnisse der Schweiz, oder vielmehr es giebt ihnen eine feste Bestimmung, weil es ihr Schicksal unzertrennlich an das von Frankreich knüpft. Vorher war noch eine Möglichkeit der Neutralität; jetzt scheint sie beinahe verschwunden. Unter allen diesen Bestimmungen sollte man vermuthen, daß die Revolution mehr, wie je, in der Schweiz verhaßt ist. Dennoch bin ich sehr begierig, in der Nähe zu sehen, wie sich Regierung und Einwohner gegenseitig verhalten haben. Ohne mit jener ganz zufrieden zu seyn, scheint sie mir doch einen merklich weiseren, gemäßigteren Charakter zu behaupten, als ihr Urbild. Und die Einwohner haben sich auch in weit geringerem Grade der Laster und Greuel der Revolution schuldig gemacht, als ihre vermeintlichen Lehrer in der neuen Freiheit und Gleichheit. Ich er-

warte freilich für geistige Bildung, für Sittlichkeit und Geselligkeit mehr schlimme als gute Folgen von der Revolution. Allein ich hoffe doch keine solche Untergrabung des Guten zu finden, als in Frankreich.

Also der Hauptzweck meiner Reise ist für dießmal politisch, wenn Sie wollen. Ich wünsche, so viel es in wenig Wochen möglich ist, den Gang der Revolution zu verfolgen und Vergleichungen anzustellen mit dem, was ich vor drei Monathen fand. Indeß schließe ich auch jetzt die Natur keinesweges von meinen Beobachtungen aus. Sie wissen, daß ich sie zu sehr liebe, um mich nicht näher mit ihr zu beschäftigen, so oft ich Anlaß dazu finde. Ich werde vielmehr, wie auf meiner vorigen Reise, ein besonderes Augenmerk auf Wege und Gegenden richten, die sich in irgend einer Rücksicht durch ihre Lage auszeichnen. Oft sind mir minder bekannte Wege eben um deswillen die liebsten, weil sie mir Gelegenheit zu Beobachtungen darbieten, die ich ganz unbefangen nennen

mögte, weil nicht einmal meine Neugier oder Erwartung bestimmt vorher gereizt war.

In dieser Rücksicht ist schon der Anfang meiner Reise ungewöhnlich gewesen. Freilich ist das Quartier, aus dem ich Ihnen in dieser Morgenstunde schreibe, nicht beneidenswerth; aber die manchen interessanten Gegenstände, die ich in diesen beiden Tagen sah, trösten mich dennoch vollkommen über die ausgestandenen Beschwerden.

Ich habe meinen Weg durch das Murgthal genommen.

Der Anfang des eigentlichen Murgthals, wie ich den schmaleren Theil des Thals nennen mögte, ist bei Gernsbach. Von dort bis Vorbach sind drei Stunden. Ich hatte mich auch jetzt darauf eingerichtet, meinen Weg zu Fuß, zu Pferde, oder in einem Wagen zu machen, wie es der Weg mit sich brächte. Ein Bote lud meinen leichten Mantelsack auf; und wir wanderten mit einander nach dem Kniebiß.

Bis Obersroth befand ich mich noch in bekannter Gegend *). Bei Hilpersau, drei Viertel Stunden von Gernsbach kömmt man über eine Brücke. Von hier bleibt der Fluß rechts bis Forbach. Eine Viertelstunde weiter liegt das Dorf Weissenbach. Das Ufer ist jetzt sehr hoch; das Thal nicht mehr so lieblich. Sie kommen eine kleine Höhe heran bis Langenbrand, zwei Stunden von Gernsbach.

Nun geht es immer bergan. Oft sehen Sie nicht einmal die Murg, sondern nur die gegenüber liegenden Berge.

Nachher geht es bergunter bis Geunspach, ein großes Dorf, drei Viertelstunden von Langebrand. Dann haben Sie noch eine Viertelstunde bis Forbach. Der Weg läuft theils eben, theils etwas bergauf.

Die Forbacher Kirche liegt ungemein romantisch auf einem Hügel, wie versteckt in den waldigten Bergen. Sie macht von beiden Seiten

*) M. s. Th. 3. Br. XXX.

Gesichtspunkte von dem Thal aus, wo man sie zuerst erblickt: denn weit kann man sie nicht sehen. In dem Thale stehen hie und da kleine hölzerne Häuser zur Aufbewahrung des Heues, wie in der Schweiz.

Forbach ist ein großes Dorf. Vor dem Ort kommen Sie über die Murg auf einer bedeckten Brücke. Sie ist durch ihre eigene Schwere an den Felsen auf jeder Seite befestigt. Ein Gernsbacher Zimmermann erbauete sie. Man nennt seinen Naymen noch jetzt in der Gegend mit Achtung.

Das Wirthshaus liegt an der Brücke. Man kömmt den Hügel etwas heran. Dann geht der Weg in eben der Richtung fort. Die Murg ist nun zur Linken. Die Berge werden höher; das Thal bleibt schmal. In der Tiefe haben Sie üppige Weiden. Das Vieh schien mir so groß und fett, als Schweizervieh. Sie errathen leicht, mein lieber Freund, daß schon diese Aehnlichkeit meine Rückerinnerungen an die Schweiz weckte.

In Forbach nahm ich ein Fuhrwerk, um noch den Abend Reichenbach zu erreichen. Freilich war das Fuhrwerk nicht so bequem, als der Wagen, in dem ich nach Gernsbach fuhr. Es war ein zweirädriger Karren, auf dessen Vordersitz ich neben einem breitschultrichten Fuhrmann einen harten Platz einnahm. Aber ich fand auf dem Wege bald das Fuhrwerk der Gegend angemessen; und die Gesellschaft meines Führers war mir desto angenehmer, weil er über die Gegend die besten Aufschlüsse geben konnte.

Die Berge sind von hier an bloß mit Holz bewachsen; die Gegend wird wild. Der höchste Berg dieser Gegend heißt Streitmannskopf links von Forbach. Nach anderthalb Stunden kömmt man über eine Brücke über die Rumenz, einen Arm der Enz, der von dem Gebirge rechts herab fällt. Hier wird die Gegend schauerlich. Sie sehen kein Haus mehr. Sie hören bloß die beiden Flüsse. Von diesen ist die Rumenz, die sich in die Murg ergießt, reißend genug. Sie verfolgen den Lauf der Murg. Ihre steten Krümmun-

gen machen das Flößen gefährlich. Dennoch flößt man aus diesen Wäldern die Holländer Tannen herab. Dieß sind sehr große, gerade Stämme, die zu Mastbäumen gebraucht werden. Sie haben ihren Nahmen daher, weil sie nur nach Holland gehen. „Die Herren in Kalw,“ sagte mir mein Führer mit großer Ehrerbietung, „kaufen sie den Bauern ab, um sie nach Holland „zu senden, und lösen schweres Geld dafür.“ Andere Flöße gehören der Herrschaft und den Schiffern. Das Flößen ist aber oft mit Gefahr verknüpft, wegen vieler reißenden Ströme. Man darf nur erfahrne Leute dazu gebrauchen.

Im Murgthal sind bloß Granitberge: hingegen auf der parallelen Seite sind sie bloß Sandstein. Diese Verschiedenheiten der Natur sind unglaublich mannigfaltig. Der menschliche Geist wird sie ergründen.

Etwa sieben Viertelstunden von Forbach sah ich einen Kieselstein am Wege liegen, oder vielmehr einen Granitblock, der unter allen einzel-

nen Felsstücken, die ich je sah, bei weitem der größte ist.

Nun schwindet das Thal fast ganz. Die Murg ist nur ein Waldstrom. Sie läuft in einer Kluft zwischen Bergen, an beiden Seiten mit Wald bedeckt. In dieser Gegend herrscht schon vollkommene Einsamkeit. Man kömmt zu Kirschbaumwasser zwei Stunden von Forbach. Eine halbe Stunde weiter liegt die Glashütte.

Hie und da schimmerten im Walde einzelne Lichter. Wo die Bäume eine Oeffnung machten, spielte der Mond. Es war ein schöner Abend. Aber auf dem ganzen Wege begegneten wir keiner lebenden Seele.

Bei Pfronbron ist die Grenze zwischen Wirtemberg und Baden. Man kömmt über die Schim-Enz, einen Fluß, der bei dem Flößen reißend ist. Dann geht es den Stulberg hinan, einen hohen Berg mit Wald bewachsen. So hell der Mond schien, konnte

er doch kaum seine Stralen durch die dichten Schatten werfen. Wir hatten Mühe den Weg zu sehen.

Die Höhe des Berges ist drei Stunden von Forbach. Eine Viertelstunde weiter liegt links Schwarzenberg. Bei Huulebach, einem kleinem Dorfe von vielen zerstreueten Häusern führt eine Brücke über die Murg. Nun bleibt sie zur Rechten.

Hier fängt die dritte Abtheilung des Murgthals an. Sie heißt eigentlich das Dornbacher Thal. Bei seinem Anfange ist es nur ein weiter Bergrücken. Die Murg fließt in der Tiefe, meist unsichtbar. Gewöhnlich ist es hier sehr kalt. Man kömmt nach einer halben Stunde zu Schöngrund. Eine halbe Stunde weiter bleibt Röth rechts liegen. Bei Heselbach, vier und dreiviertel Stunden von Forbach wird das Thal weiter und freundlicher. Es besteht aus sanften Bergrücken.

Reichenbach liegt in einem schönen Bergthal, zum Theil einen mäßig hohen Berg hinan. Es ist ein Oberamt; ehemals war hier ein Kloster. Die Wirthschaft wird von einem sehr verständigen Mann mit Sorgfalt getrieben. Der Wieswachs war besonders reich. Die Wiesen werden nur durch Wasser gedüngt. Der Viehstand ist sehr beträchtlich. Vorzüglich sah ich viel rothes Vieh; es wird stark nach dem Elsas verführt. Die Stallfütterung ist hier überall üblich. Man bedient sich zur Fütterung häufig der Oelkuchen. Den Pflug fand ich fast nur mit Ochsen bespannt. Anfangs war ich sehr dawider eingenommen, vielleicht weil ich von meiner Kindheit an Leute, die mit Ochsen pflügen mußten, als arm beklagen hörte. Allein ich habe mich bald von den großen ökonomischen Vortheilen überzeugt. Nur zum Fahren finde ich die Ochsen minder tauglich, sehr bergigte Gegenden ausgenommen, wo man ohnehin nie schnell fahren kann.

Sonst fand ich viele wirthschaftliche Einrichtungen hier eben so, wie bei guten Landwirthen in Seeland. Das Gesindelohn ist ungefähr auch wie in Dänemark.

Von Reichenbach gerade nach Freudenstadt sind nur zwei kleine Stunden. Ich machte einen Umweg über den Kniebis. Dieser Weg ist nicht angenehm zu reiten. Man kann sich indeß sicher auf die Pferde dieser Gegend verlassen. Sie sind jedes Trittes kundig. Ich zog es vor zu gehen, weil ich zu Pferde ohnehin nicht geschwinder gekommen wäre.

Bis auf den Kniebis sind 2½ Stunden. Von da bis auf den Roßbühl sind 1½ Stunden. Den Rückweg von Roßbühl auf den Kniebis macht man in einer Stunde, weil es immer bergab geht. Ich liebe diese Zeitbestimmung nach Stunden sehr. Man kann sehr sicher seine Reise darnach bestimmen. Wer ein gewöhnlich guter Fußgänger ist, braucht nicht eben viel über eine Stunde auf eine darnach abgemessene Wegstrecke.

Die höchsten Berge um Reichenbach sind rechts der Roßberg, links der Eichelberg. Jener stößt an den Fuß des Roßbühl, auf welchem die Schanze liegt. Man muß den Zusammenhang dieser Bergrücken genau kennen, wenn man in dieser Gegend militärische Expeditionen machen will. Auch hier redete man mit Bewunderung über die Aufmerksamkeit der französischen Offiziere, die Lage einer Gegend genau kennen zu lernen. „Sie treiben es oft,“ sagte mir mein guter Wirth in Reichenbach, „zum Zeitvertreib in müssigen Stunden. Aber ich meine, es hat sich gut bezahlt gemacht.“

Der Weg nach dem Kniebis geht aus der anderen Seite vor Reichenbach. Die Murg bleibt auf eben der Seite wie zuvor. Das Thal ist weit und fruchtbar. Hie und da stehen einzelne Höfe, jeder von zwei Häusern. Die Einwohner scheinen durchaus wohlhabend.

Kurz vor Baiersbrunn scheidet sich der Weg nach Freudenstadt. Man sieht das Dorf deutlich liegen und kömmt ziemlich nahe vorbei. Der Weg nach Freudenstadt geht gerade aus, der nach dem Kniebis rechts.

Eine Brücke führt über einen Arm der Murg, etwa eine Stunde von Reichenbach. Hier ist eine Mühle und eine freundliche Wiese. Man nennt sie, wie die ganze Gegend, das Baiersbronner Thal. Das kleine Thal stellte mir wieder das sanfte Bild der Genügsamkeit vor, das ich so sehr liebe, und in der großen Welt immer mehr lieben lerne. Es ist ringsum mit Bergen umgeben. Sie scheinen aber nicht gar hoch und sind mit Wald bedeckt.

Gleich über das Thal hinaus steigen Sie drei viertel Stunden lang den Hüseler Berg hinan. Auf der Höhe geht es abwechslend theils in der Ebne fort, theils noch allmählich bergan. Die oberste Spitze ist 2¼ Stunden

von Reichenbach. Hier stehen ein paar einzelne Häuser.

Dann gehen Sie eine Viertelstunde wieder etwas bergab. Der Kniebis besteht aus zwei Wirthshäusern mit den dazu gehörigen Häusern. Man geht durch einen Thorweg hinein. Die Kirche scheint anzuzeigen, daß hier ehedem ein Kloster war. Jetzt ist der Weg von den Kaiserlichen und den Franzosen sorgfältig gemacht. Man hat starke Stämme in der Queere gelegt, um den aufgefahrnen Sand und Steine zu befestigen. Diesen Vortheil läßt der leidige Krieg dieser Gegend zurück.

Ueber den Kniebis geht eine sehr befahrne Straße nach Freudenstadt von Ortenau in dem Bischöflich-Strasburgischen disseits des Rheins. Man führt besonders viele Früchte nach Freudenstadt und von da weiter in das Würtembergische.

Von diesem Kniebis bis an die oberste Schanze auf dem Roßbühl ist ein ziemlich be-

schwerlicher Weg. Eine halbe Stunde lang geht es immer bergauf. Die erste Viertelstunde bis zu der sogenannten Glashütte ist ziemlich gähe. Eine Viertelstunde weiter kömmt man zu der ersten Schanze etwas links vom Kniebis aus. Das ist die neue Schanze, welche die Franzosen errichteten. Sie ist sehr fest gewesen. Auf einer weiten, hohen Ebene bestreicht sie die ganze Gegend und wird nirgends dominirt. Mich dünkt, sie war noch in ziemlich gutem Stande. Man könnte sie leicht wieder herstellen. Ehedem muß hier viel Wald gewesen seyn, wie in der ganzen Gegend. Er ward abgehauen zu den Bedürfnissen des Kriegs. In der Gegend der Schanze entspringt zur Rechten in dem sogenannten Oberthal der eine Arm der Murg.

Hinter der Schanze geht es anfangs ein wenig bergab; dann allmählig bergauf in einer sehr hohen rauhen Gegend, die aber keine Aussicht gewährt. Man hat noch eine Stunde bis zu der sogenannten Schweden-Schanze, die

noch mehr links liegt. Sie ist schon lange zerstört. Ihre Lage ist aber sehr gut. Zwar sind zur Linken einige Berggipfel, die sie vielleicht dominiren mögen. Allein diese scheinen unwegsam. Wenigstens ist zwischen ihnen und der Schanze ein Schlund, der nicht zu passiren steht. Links an der Schanze weg geht der Fahrweg nach Ortenau. So hoch die Gegend ist, so haben Sie doch keine Aussicht. Alles rings umher ist öde. Nahe bei der Schanze fängt der Ortenauer Steig an, der in dieser Gegend sehr bekannt ist. Er geht von hier aus fast zwei Stunden lang immer bergab.

Nun geht der Weg seitwärts nach der Krümme des Berges zu einer anderen neuen Schanze, welche die Wirtemberger in dem letzten Kriege hauptsächlich besetzten. Diese Schanze liegt zur Rechten. Sie haben hier eine sehr weite, ganz originale Aussicht. Gerade vor sich, rechts und links, sehen Sie den Ortenauer Steig hinab; rechts haben Sie den

Rhein,

Rhein, Strasburg, den Elsaß und die Vöghesen. Zu Ihren Füßen liegt ein unendliches Chaos kleinerer Berge und Hügel. Diese schließen sich wieder jenseits an eine andere Felsenwand. Sie glauben sich in einer Welt zu befinden, die eben in der Erschaffung ist.

Die eine Schanze bestreicht vollkommen die Ortenauer Straße und alle Zugänge. Sie hat sichtbar durch Stürmen gelitten. Die Werke sind sehr weitläuftig. In der Mitte steht noch ein Gebäude, das doch jetzt auch bald einzustürzen droht. Wir kletterten ohne große Mühe durch eine Bresche, und fanden auf einem Brett einen Ausgang nach dem Kniebis.

Noch nirgends habe ich so viel Todtenknochen liegen sehen, als hier. Sie ist schrecklich, die Erinnerung, daß hier so viel Menschenblut vergossen ist. Und so oft ohne allen Erfolg. Militärische Fehler waren mehr als einmal Schuld daran, daß die Schanze verloren ward. Nachher kostete es Ströme von Blut, den ein-

gedrungenen Feind wieder zu vertreiben. Man hat mir beinah unbegreifliche Dinge davon erzählt, wie die Würtemberger das leztemal auf diesem Posten überfallen wurden. Sie sollen sogar weit stärker gewesen seyn, als der Feind, und hätten mit leichter Mühe ihn abhalten können.

Unglücklicher Weise ward die Schanze durch eine Bergspitze beherrscht, gerade gegen über zur rechten Seite. Wenn diese Spitze mit Kanonen besetzt würde, so wäre die Stellung unbezwinglich. Von dieser Spitze, der Sandkopf genannt, geht eine Stunde weit ein äußerst romantischer Steig herunter nach Allerheiligen.

Als ich von der Schanze wieder zu dem Wirthshause zurückkam, war es Mittag. Man sagte mir, ich würde in Freudenstadt die Nacht bleiben müssen. Aber die Tagereise schien mir zu klein. Ich wollte wenigstens einen Versuch machen, D a i n a ch noch zu erreichen.

Man kann von Kniebis nach Freudenstadt über Rippoltsau gehen. Dieser sehr heilsame Sauerbrunnen liegt sehr romantisch. Der Umweg ist nicht groß; man hat von Rippoltsau nur zwei Stunden nach Freudenstadt.

Aber Umwege durfte ich nicht machen. Ich gieng den geraden Weg durch den Wald fort. Es sind zwei mäßige Stunden.

Anfangs bleibt man auf dem Wege von Reichenbach. Etwa nach einer halben Stunde geht der Weg rechts ab. Man bleibt immer im Walde. Nur einmal sehen Sie Häuser. Sie haben auch keine Aussichten, bis der Weg bergab führt, eine starke Viertelstunde vor der Stadt. Anfangs sehen Sie nur zur Rechten an schroffen Felsen herunter. Hier entspringt der zweite Arm der Murg aus Felsen. Man kann aber von dieser Seite aus nicht zu der Stelle kommen. Weiterhin entwickelt sich links das schöne Christophs-Thal. Es ist schmal und ungemein fruchtbar. Doppelt wohlthätig wird der Anblick des üppigen Rasentep-

pichs, nachdem man den ganzen Tag durch öde Gegenden gewandert ist. Es streckt sich zwei Stunden weit bis Reichenbach.

Nahe vor der Stadt schlägt der breite Reichenbacher Weg ein. Hier führt eine Brücke über die Murg. Der Waldbach, dessen ersten Anfang ich kurz zuvor sah, hat sich nun schon zu einem Fluß erhoben.

Freudenstadt liegt auf einem Hügel. Es ist eine neu angelegte, nicht vollendete Stadt. Die Anlage scheint besonders dadurch verändert, daß man Häuser auf den großen Markt setzte, der frei bleiben sollte. Die Stadt ist klein. Ihre Bauart hat das eigenthümliche, daß man unter Schwibbögen allenthalben trocken geht, wie in Bern. Zwischenhandel und Frachtfahrt machen sie nahrhaft.

Von Freudenstadt bis Stuttgardt geht eine gute Chaussee über Nagold. Es sind funfzehn Stunden. Man muß mit den Fuhrleuten

den Preis bedingen, so gut man kann, weil es keine ordentliche Poststraße ist.

Unglücklicherweise konnte ich den Abend weder Wagen noch Pferd haben. Entschlossen, einmal weiter zu gehen, mußte ich also meinen Weg zu Fuß fortsetzen. Zwar Dainach zu erreichen, war nicht möglich. Ich hatte noch sieben Stunden. Aber man versicherte mich, ich fände in Pfalzgrafenweiler ein sehr gutes Nachtquartier. Die drei Stunden bis dahin konnte ich schon zurücklegen, wenn ich dann sicher war, auszuruhen.

Kaum war ich aus der Stadt, begleitet von einem anderen Führer, als es anfieng zu regnen. Mein Begleiter hatte sich ungerne zu der etwas späten Reise entschlossen. Ich hatte ihn nur durch doppelte Zahlung dazu bewogen. Jetzt glaubte er den Wink des Himmels zu vernehmen, umzukehren. Aber, Sie wissen mein Freund, ich kehre nie um unverrichteter Sache, so lange ich noch einen Willen ha-

ben kann. Ich tröstete uns also mit der Hoffnung, das Wetter werde sich bald aufheitern.

Wirklich brach die Sonne noch kurz vor ihrem Untergange wieder durch. Auf dem einzigen Fleck, wo man eine schöne Aussicht auf dem Wege hat, war die Luft ganz heiter.

Der Weg geht immer durch ebenes, fruchtbares Land. Bis Pfalzgrafenweiler ist nur ein einziger kleiner Berg, gleich hinter Acht. Vor diesem Dorfe geht es eine Stunde lang allmählig bergab. Gleich hinter dem Dorfe kömmt man den Berg heran. Von diesem haben Sie eine ziemlich weite Aussicht den Berg herab auf acht und mehrere Dörfer in der Tiefe. Rückwärts haben Sie den Berg, woran Freudenstadt lehnt, ringsum umgeben von Bergen, die mit Waldung bedeckt sind. Vor sich sehen Sie auf eine weite, fruchtbare Gegend. In der Ferne zeigen sich die Würtembergischen Berge, die Alp genannt.

Dann geht es gleich wieder bergab. Nach einer Viertelstunde kommen Sie zu einer Ziegelei. Hier ist der halbe Weg.

Der Abend war schön; die Luft milde. „Siehst Du," sagte ich meinem Führer, „daß „mich mein Zutrauen auf das Wetter nicht täusch„te. Wir sind um acht Uhr in Pfalzgrafen„weiler."

Ach Herr! antwortete er mißmuthig, es ist noch nicht aller Tage Abend.

Ich glaube, der böse Geist redete aus ihm. Er hatte kaum die schlimme Prophezeiung ausgesprochen, als eine schwarze Wolke sich über unser Haupt zusammenzog. Wir kamen zu einem einzelnen kleinen Hause: dann zu einem kleinen Wirthshause. Der Regen brach mächtig loß.

Bei diesem Wirthshaus geht der Pfalwald an. Er ist eine starke Viertelstunde lang, und streckt sich sehr weit zu beiden Seiten.

„Sollen wir nicht lieber in dem Wirthshau„se übernachten?“

Ich rathe nicht dazu, antwortete mein Wegweiser, indem er sich ängstlich umsah.

Er entdeckte mir nun, der Wald werde nicht für sicher gehalten. Es wären ganze Haufen Zigeuner und umstreichenden Gesindels darin. Bei so schlechtem Wetter und spät Abends könnten sie leicht in dem Wirthshause einsprechen.

Auf meine Frage, ob man denn davon gehört habe, daß hier Leute geplündert seyen, erwiederte er nein. „Aber,“ setzte er sehr naiv hinzu „niemand läßt es darauf ankommen. „Hier übernachten keine Herren.“

Sie wissen, lieber Sander, daß ich mich nicht eben fürchte. Inzwischen war mir doch bei dem Nachtlager nicht ganz wohlgemuth. Ich beschloß lieber den Weg fortzusetzen, als eine Nacht in Unruhe zuzubringen, wo ich mich dennoch nicht vor einem Ueberfall schützen könnte.

Mein Begleiter flüchtete mir zwar bei, er beklagte aber sehr, eines geringen Verdienstes wegen sich auf diese nächtliche Reise begeben zu haben. Es war nicht rathsam, ihm irgend einige Besorgniß zu verrathen. Ich sprach ihm Trost ein, so gut ich konnte. Dennoch mußte ich ihn, meines schwachen Gesichts wegen, voran gehen heißen. Er machte so starke Schritte, daß ich alle Mühe hatte, ihm zu folgen.

In einer kleinen halben Stunde waren wir am Ende des Waldes, ungeachtet des heftigen Regens und des schon kothigen Weges. Uns stieß auch nicht das mindeste Abentheuer auf. Allein ich gestehe Ihnen, daß ich nur flüchtige Blicke werfen konnte auf die schönen, majestätischen Bäume, die mir der Mond in einer lichteren Minute zu Zeiten zeigte. Mein Führer hatte mich zu sehr gespannt, und ich mußte mich zu stark anstrengen, um mit ihm gleichen Schritt zu halten. Auch schien es mir, daß er sich oft ängstlich nach mir umsah, wenn ich ein wenig zurückblieb.

„Gott sey gelobt,“ sagte er, als wir bei einem Hause ankamen: „und die Mutter Got„tes! Jetzt ist alle Gefahr überstanden. Nun „mag es regnen, so viel es will.“

Ich war freilich in dem letzten Punkte nicht ganz einig mit ihm. Die Beschwerde des Weges fieng an mich sehr zu drücken. Indeß erinnerte ich mich der Erzählung, ich glaube Gellerts, von dem Räuber, dessen Gewehr versagte, weil das Pulver naß geworden war.

„Wer weiß, wozu es gut ist“ sagte ich mir nun mit jenem Holländer, und fand mich in mein Schicksal.

Das Dorf heißt Herzogsweiler, ein kleines Dorf, von Zigeunern angelegt. Eine halbe Stunde weiter liegt ein anderes Durrweiler. Vor diesem kommt noch ein kleines Holz, eine halbe Viertelstunde lang, das Katzenholz genannt, an der einen Seite des Weges. Bei diesem meinte mein Begleiter, wäre nichts zu besorgen.

Wir hatten noch eine halbe Stunde ebenen Weges. Aber Regen und Koth hielten uns so lange auf, daß wir erst Abends um zehn Uhr in Pfalzgrafenweiler ankamen.

Ich glaubte mich am Ziel meiner heutigen Trübsal; aber die Hoffnung schlug fehl.

Der Ort war vor kurzem abgebrannt. Zwar hatte man die Gebäude, insonderheit die Wirthshäuser schnell wieder aufgebauet. Aber an der inneren Einrichtung fehlte noch viel. An bequemen Nachtlager war wenigstens großer Mangel.

Bei dem ersten Wirthshause an der Seite von Freudenstadt wieß man uns ab. Alle Betten waren besetzt.

Wir mußten, noch immer im Regen, das lange kothige Dorf durchwandern.

Am andern Ende des Dorfs sprachen wir bei dem Ochsen um ein Nachtquartier an. Mein Begleiter ward unfreundlich abgefertigt.

Es sey jetzt keine Zeit, Leute im Schlaf zu stören. Er möge weiter gehen.

Ihr armer Freund, äußerst ermüdet von einem Marsch von eilf Stunden bei mäßiger Kost und völlig durchnäßt, hörte diese Trauerpost an der Wand gelehnt und auf seinen Stab gestützt.

Ich mußte mich entschließen, selbst die Gewalt meiner Beredsamkeit zu versuchen. Der Eigenthümer von so vielen Betten mußte demüthig bitten, allenfalls auf einer trockenen Streu Zuflucht vor Nässe und Kälte zu erhalten.

Meine Appellation von dem Hausknecht an den Wirth hatte sogleich die gute Wirkung, daß uns die Hausthüre geöffnet ward. Als der Wirth sich durch den Augenschein überzeugt hatte, daß wir keine Bettler wären, auch aller Vermuthung nach keine Gauner, wieß er mir ein Bett an in einem großen Zimmer oben im Hause. Er entschuldigte sich sogar, und zwar zu meiner großen Zufriedenheit, ohne um mei-

nen Nahmen, Stand und Charakter zu fragen, daß er mir keine eigene Stube geben könne. Ich war mit allem zufrieden. Vorzüglich war mir nur darum zu thun, meiner nassen Kleidung loszuwerden, für die der Wirth menschenfreundlich Sorge trug. Selbst das Bett schien mir sehr annehmlich, so viele Einwendungen ich sonst dagegen mögte gehabt haben.

Vielleicht seit einer Stunde lag ich in einem süßen Schlaf, als mich plötzlich die Ankunft eines Gefährten weckte. Von dem Wirth selbst mit einem Licht begleitet, kündigte er mir höflich genug an, daß ich mein Lager mit ihm theilen müsse.

Auch das Kreuz ließ ich noch über mich ergehen. Der Schlaf war so sehr Herr über mich geworden, daß ich, in ein Betttuch gehüllet, dessen Untheilbarkeit ich durch die That behauptete, schon wieder schlief, ehe mein ungebetener Gast von seiner Hälfte des Bettes Besitz genommen hatte.

Aber wie ward mir, als ich, höchstens nach einigen Stunden bemerkte, daß er nicht so mäßig gelebt hatte, als ich.

Natürlich überließ ich ihm jetzt willig Bett und Betttuch zum alleinigen Gebrauch, froh, mich durch die Eingeweide meines Mantelsacks vor der Kälte schützen zu können.

Die Schlaflust war mir vergangen. Meine Uhr schlug halb drei. Ich zündete mir Licht an. Meine Fußreisen haben mich gelehrt, nie ohne Feuerzeug, Wachslicht und Schreibzeug zu seyn. Also sitze ich jetzt mit Ihnen beschäftigt, lieber Sander, indeß meine Gefährten rund um mich herum schnarchen.

LXXI.

Stuttgart, den 27. Sept. 1798.

Wohl halte ich viel von Fußreisen, mein lieber Freund, aber wenn ich oft solche Ebentheuer haben sollte, als in den vier Tagen, seit ich Rastadt verließ, so würde ich mich doch bedenken, ob ich nicht die leichte Chaise vorziehen mögte, worin ich Sie bis Carlsruhe begleitete. Auf allen Fall mußte ich suchen, einen ungefähr gleich gesinnten Gesellschafter zu haben. Denn diese Mantelsackträger, die ich so oft wechsle, können mir in trüben Stunden nicht die mindeste Erleichterung verschaffen.

Unser Sander wird Ihnen erzählt haben, was ich für eine traurige Nacht in dem Ochsen in Pfalzgrafenweiler zubrachte. Als es im Hause Tag ward, fühlte ich mich zu sehr ermüdet, um meine Reise zu Fuß fortzusetzen.

Der Wirth, dessen Gefälligkeit ich jedem bedrängten Reisenden auf Treue und Glauben empfehlen kann, verschaffte mir einen Karren mit einem Pferde bespannt, ungefähr wie den, der mich nach Reichenbach brachte. Auch auf dem Bergweg nach Dainach fand ich das Fuhrwerk von bewährtem Nutzen.

Von Pfalzgrafenweiler bis Dainach sind vier starke Stunden *). Anfangs ist der Weg gut; nachher wird er schlecht. Man kann nur zu Pferde oder mit Karren fortkommen.

Man läßt den Weg nach Nagold zur Rechten liegen, und wendet sich links landeinwärts nach Dainach. Sie sind in einer hohen Gegend. Die Aussicht gleicht denen in meinem Vaterlande. Nur sehen Sie hier von Ferne die Alp durch den Wald.

Bei

*) Oerter: Schwarze 1/2 St., Spihlberg 1 St., Altenstaig 1 1/2 St., Berneck 2 St., Martensmoos 3 1/2 Stunden.

Bei Altensteig haben Sie den Berg hinab eine trefliche Aussicht. Eine Brücke führt über die Nagold.

Sie kommen wieder einen Berg hinan. Hier liegt Berneck vorzüglich schön. Man kömmt durch ein schönes Bergthal. Hinter Berneck geht es einen hohen Berg heran. Von der Spitze ist rückwärts eine unvergleichlich schöne Aussicht.

Bis hieher ist der Weg ziemlich gut. Nun führt er weiter rechts über Warth, Ober-Hangstedt, bei Neu-Bulach rechts vorbei, über eine Brücke über die Dainach, und dann links herum nach Dainach. Dieser Weg beträgt etwa drei Stunden.

Der, den ich nahm, ist eine Stunde kürzer. Er ist auch reich an schönen Aussichten; aber für Wagen ist er kaum fahrbar.

Man bleibt von dem Berge hinter Berneck aus fast anderthalb Stunden immer in einer

hohen Gegend und im Walde. Bei Martensmoos geht der Weg rechts um den Berg herum in das Thal. Der unerwartete Anblick dieses Thals macht einen starken Eindruck. Es ist ein gar schönes Thal; werth den Schweizer Thälern an der Seite zu stehen. Durch das Thal fließt der Zagebach, der sich in die Dainach ergießt.

Dainach liegt in einem schmalen Thal ringsum mit Bergen umgeben. Auf dem Berge, über den ich zunächst kam, geht es fast eine halbe Stunde immer bergab. Er ist eine Viertelstunde weit für die Spaziergänger mit einer schönen Allee bepflanzt. Hie und da sind Ruheplätze.

An einem dieser Plätze zur Rechten sieht man an einer steinernen Ruhebank folgende Inschriften:

Revocata
Libenter meritoque

Riſelii
Archiatri Quandam
Vertembergici
Veri
Aeſtimatoris
Saluberrimi noſtri
fontis
memoria
1787

Sanitati
Sacrum
F.
Sal. Reiſel D.
1687.

Monumentum
Saeculare
iterum
Sanitati Sacrum
1787.

Zur linken Seite ſind die Spazziergänge und ein kleines, ſehr gut angelegtes Luſthaus auf

einer kleinen Anhöhe. Herzog Carl hat es erbauen lassen.

Die Einkünfte von beiden Bädern, von Dainach und dem Wildbad fließen in die Herzogliche Casse.

Die Badehäuser liegen voran. Es sind zwei Wirthshäuser und ein herrschaftliches Badehaus. Man kann über Gallerien trocken von einem zu dem andern gehen. Der Ort liegt weiter rechts. Er ist klein, und hat nur 50 Bürger.

Unten im Thal gehen die Spaziergänge wie im halben Zirkel herum. Außerdem sind viele Gänge auf den umliegenden Bergen. Die höchsten unter ihnen sind der Liebelsberg, links von Dainach, der Schimmner Berg, der Imberg, und der Zafelsteiner. Auf dem letzten sieht man die Ueberbleibsel eines Schlosses, das die Franzosen im Jahre 1677 zerstörten.

Der Gesundbrunnen liegt bei dem vordersten Wirthshause. Es ist ein sehr heilsamer Sauerbrunnen. Besonders wohlthätig ist das Wasser in Verstandesverwirrungen. Es hat eine vorzügliche Kraft die Nerven zu beruhigen. Man hat öfterer bemerkt, daß Verrückte durch den Aufenthalt in Dainach hergestellt sind, wenn andere Mittel vergeblich waren. Das Wasser wird auch versandt; es ist aber ungleich wirksamer zur Stelle. Sie mögen glauben, mein Freund, mit welcher frommen Empfindung ich mich der Quelle nahete. Geisteszerrüttung zu heilen, scheint mir die größte Kraft und das größte Räthsel der unbeseelten Natur. Und wir haben so wenig erprobte Mittel, selbst so unvollkommene Kenntnisse über diese Krankheit, die fürchterlichste von allen. Sollen wir nicht doppelt dankbar seyn für jede Erweiterung der Möglichkeit sie zu heilen?

Das Dainacher Wasser wird auch als Bad gebraucht. Allein dann wird es gewärmt. Man thut nur etwas von dem mineralischen

Wasser in das Bad, weil es sonst zu stark seyn würde.

Sie können von Dainach nach Kalw einen doppelten Weg nehmen. Es ist eine starke Stunde.

Der eine Weg geht über den Zafelsteiner Berg. Man geht eine starke Viertelstunde bergan; aber man hat keine Aussicht als über Dainach. Dann geht es auf der Höhe fort, meistens durch Wald bis zu dem Schießberg. Sie haben hier nirgends Aussichten. Erst von dem Schießberg ab sehen Sie Kalw in der Tiefe, von hohen Bergen umgeben, deren Gipfel Sie längst gewahrten. Diese Aussicht ist sehr schön. An jener Seite des Thals sind die Berge alle fruchtbar: nur ihre Gipfel sind mit Holz bewachsen. An dieser Seite sind sie kahl oder mit Waldung bedeckt.

Weit schöner ist der Weg durch das Thal längs den Bergen. Anfangs bis zur Dainach ist es eng. Man hat den Fluß zur Rechten.

Eine kleine halbe Stunde von dem Orte fällt die Dainach in die Nagold. Kurz zuvor ist eine Brücke über die Dainach. Zur Linken geht ein Weg ab in das Bulacher Thal und nach Wildberg. Nachher führt eine Brücke über die Nagold. Hier wird das Thal etwas weiter. Kalw zeigt sich bald sehr schön. Sie gehen immer in dem Thale fort, längs der Nagold zu Ihrer Rechten, bis Kentheim. Nun wird das Thal zur Linken wieder enger. Der Weg führt krumm um die Nagold, die immer an der rechten Seite bleibt. Eine Viertelstunde vor Kalw kommen Sie über eine Brücke. Nun haben Sie den Fluß zur Linken, bis Sie in Kalw wieder über eine Brücke gehen.

Kalw ist eine sehr nahrhafte, man kann wohl sagen, reiche Stadt am Fuße des Schwarzwaldes. Sie hat 400 Häuser, 800 Bürger und etwa 4000 Einwohner. Man sieht den Einwohnern ihre Wohlhabenheit bald an, aber auch ihre Eigenheit. Selbst im Bade sollen sie ungesellig seyn, so häufig sie auch nach Dainach

und Liebenzell fahren. Vorzüglich verdankt die Stadt ihren Wohlstand dem starken Holzhandel. Auch hat sie beträchtliche Wollenmanufakturen und Strumpfwirkereien.

In Kalw war ich schon wieder mit einem Wegweiser zu Fuß angelangt. Mein Pfalzgrafenweiler Kärrner wollte mich, alles Bittens ungeachtet, nicht weiter bringen, als bis Dainach. Und in Kalw konnte ich keinen Wagen erhalten. Man wieß mir einen lustigen Bruder an, den Eigenthümer eines Pferdes, der wohl solche Reisen zu machen pflegte. Wollte ich den nicht, so müsse ich bis zum andern Morgen warten. Gestern war das Wetter sehr gut, und ich hatte nur drei Stunden nach Wildbad. Diesen Weg hoffte ich doch leicht zurückzulegen.

Die Roßinante ward vorgeführt, mein Mantelsack aufgebunden. Ich bestieg das Roß, und sein Herr gieng nebenher. Die beiden verstanden sich treflich auf diese Art zu reisen. Der Gaul maaß seine Schritte während wir durch die Stadt zogen, so bedächtlich ab, daß sein

Herr gemächlich mit allen Bekannten sprechen konnte. Dem einen erzählte er, wohin die Reise gehe, dem andern gab er Aufträge, von dem dritten nahm er welche an. Meine Bemühungen, diesen Zug zu beschleunigen waren vergebens. Das Pferd gieng nicht schneller, und achtete selbst mäßige Zwangsmittel nicht. Als wir aus der Stadt kamen, gieng es stärker oder langsamer, je nachdem sein Herr mit ihm durch Töne redete, die mir nicht einmal verständlich waren. Hier befand ich mich nicht übel bei dieser Folgsamkeit. Sie war der Natur des Weges vollkommen angemessen, und ich konnte billigerweise nicht erwarten, schneller zu reisen. Nur dann hatte ich Ursache zu klagen, wenn wir zu Wirthshäusern kamen, wo der Herr einsprechen wollte. Der Gaul blieb stehen. Ich mogte machen, was ich wollte, so mußte ich warten, bis der starke Durst des Herrn gestillt war, und seine noch stärkere Sprechlust.

Kalw hat drei Thore. Aus dem einen führt der Weg nach Stuttgart und Tübingen, aus

dem unteren nach dem Nagolds Thal und Liebenzell, aus dem oberen nach Zafelstein und Wildbad.

Gleich hinter Kalw kömmt man rechts den Altburger Steig heran. Es geht eine halbe Stunde hinauf. Aber man hat keine vorzügliche Aussicht, weil alle Berge beinahe von gleicher Höhe sind. Nur Kalw und die Nagold machen unten, wie in einem tiefen Kessel eine schöne Gruppe. Auf dem Berge kömmt man durch etwas Wald. Altburg war ehemals ein Schloß, jetzt ein herrschaftliches Domainengut. Es geht auf der Höhe fort. Eine halbe Stunde weiter kömmt man zu Reichenbach.

Bei Igelsloch, einigen Häusern etwa auf der Hälfte des Weges, geht ein großer Wald an. Hier waren so viele Wege, die einander durchkreuzten, daß der Gaul und sein Herr oft nachdenklich stille standen. Mir schien dieß um desto bedenklicher, weil ich bemerkte, daß mein Führer wohl etwas über sein Bedürfniß getrunken hatte. Ich ward aufmerksamer auf den

Luftzug. Leider fand ich bald, daß wir auf einem Irrwege seyn mußten.

Es war aber fünf Uhr. Wir befanden uns in einem unabsehlichen Walde. Mein Führer wußte sich nicht zu helfen. Er konnte mir mit Bestimmtheit auch keine Spur angeben, woraus sich schließen ließe, in welcher Gegend wir seyn mögten. Ich schlug ihm vor zurückzureiten. Allein er behauptete, das Pferd werde den Weg nicht finden, weil es so oft verschiedene Wege in diesem Walde mache. Er selbst wisse weder aus noch ein. Gleichwohl mußte ein Entschluß gefaßt werden. Wir hörten von Ferne Holzhacker. Er gieng dem Schall nach. Nach einer halben Stunde kam er zurück, mit der traurigen Botschaft, er könne niemand abrufen.

Indeß schien ihm die Angst den Kopf zu entnebeln. Wir berathschlagten über die muthmaaslichen Folgen, wenn wir unseren Weg fortsetzten. Es schien uns beiden das beste, wenigstens noch eine Stunde lang zu versuchen,

ob wir keinen Ausgang aus dem Walde finden sollten. Zugleich überzeugte ich ihn, wir müßten, wenn wieder Queerwege kämen, die Richtung nehmen, die der Gegend unseres Bestimmungsorts entspräche. Wäre denn auch alles vergebens, so bliebe uns noch immer das einzige Mittel übrig, wozu wir sonst gleich jetzt greifen müßten — nämlich das Pferd anzubinden, und die Nacht im Walde zuzubringen, so gut wir könnten.

Doch kam es nicht zu diesem freilich sehr beschwerlichen Bivouakiren. Nachdem wir zwei Stunden ungefähr den Wald in der Kreuz und Queer durchstrichen hatten, doch so viel möglich immer nach einer Himmelsgegend, kamen wir zur Rechten in einen Weg, den mein Führer sogleich für den Callenbacher Steig erkannte. Nun war seine Angst gehoben. Er sagte bestimmt, wir wären auf dem rechten Wege. Auch ich schloß es aus dem Luftzuge. Ich konnte indeß nicht unterlassen, ihm eine ernstliche Erinnerung zu geben, über die Gefah-

ren des Trunks. Jetzt war er völlig nüchtern. Er gestand beschämt sein Unrecht ein, und gelobte Besserung.

Wir hatten noch eine kleine Stunde bis Wildbad. Jetzt konnte ich nicht viel von dem Wege sehen, aber ich beschreibe ihn so, wie ich ihn am andern Morgen fand.

Man kömmt eine halbe Stunde stark bergab. Wenn Sie unten sind, haben Sie links eine schöne Aussicht auf ein kleines, liebliches Thal in dem die Klein-Enz fließt. Diese fällt hier bei Callenbach in die Hauptenz, oder die Enz schlechthin so genannt. Dieser Fluß kömmt von Wildbad her und fließt mit der kleinen fast parallel. In der Mitte zwischen beiden läuft ein langer fruchtbarer Bergrücken.

Bei Callenbach drehen Sie sich links in das Enz-Thal. Sie haben die große Enz zur Rechten, und die kleine Enz jenseits des Bergrückens zur Linken. Dabei nimmt der Weg oft andere Krümmungen, die Ihnen immer ver-

schiedene, sehr angenehme Gesichtspunkte aufstellen.

Wildbaden ist eine kleine Stadt, mit etwa 200 Häusern, 170 Bürgern und 1700 Einwohnern. Sie liegt ungemein romantisch in dem Enzthal. Die neuen Häuser sind geschmackvoll gebauet, aber etwas zu leicht.

Das Bad quillt in den drei Badehäusern aus dem Felsen aus unzähligen Adern. Es hält 28 Grad Reaumür Wärme. Die drei Badehäuser werden das Herren-Bad, Fürsten-Bad und neue Bad genannt. Das letztere hat mehrere Luftzüge. Man kann allein und in Gesellschaft baden. Das Wasser ist von vorzüglicher Kraft bei Wunden und dergleichen Schäden. Es kommen Hülfsbedürftige von allen Orten hieher. Auch brauchen hier viele den Dainacher Brunnen. Während der Brunnenzeit hält sich hier ein Arzt aus Kalw auf.

Im Enz-Thal giebt es sehr angenehme Spaziergänge. Sie werden durch einen Arm

der Enz in zwei Theile getheilt. Jenseits zur Linken am Berge sind die eigentlichen Anlagen. Diesseits ist eine runde Promenade, die in Zirkeln herumgeht. Gegen über auf dem Berge zur Rechten sind auch hübsche Anlagen. Sie werden die Carlsburg genannt, weil sich hier die Statüe des Herzogs Carl befindet.

Die Anlagen sind alle im englischen Geschmack; nicht sehr groß; aber mit sehr geschickter Benutzung des kleinen Raums. Für jede Parthie hat man trefliche Gesichtspunkte, und immer verschieden. Aber allen ist die Aussicht gemein in die Berge hinein oder das Thal hinauf. Das Enzthal ist acht Stunden lang, nämlich drei Stunden bis Neubirk und fünf Stunden bis Pforzheim an der anderen Seite.

Um Wildbaden giebt es viele interessante Bergwege. Ueber den Eiberg bis Dobel und Herrenalb sind vier Stunden. Bis Freudenstadt hat man acht Stunden. Zu dem Eck bei der Carlsburg hinaus geht es nach Strasburg. Dieser Weg führt herum nach Langenwald.

Hier ist auf einem Berge ein unergründlicher See, eine Naturmerkwürdigkeit, welche die Badegäste zu besehen pflegen.

Auf dem Wege nach Liebenzell verließ ich das Enzthal bei Callenbach. Hier geht es links ungefähr eine halbe Stunde den Schoemberger Steig hinan. Dann kömmt man eine Viertelstunde durch den Wald. Das Kirchdorf Schoemberg liegt eine Stunde von Wildbaden in einer kleinen Vorbucht mitten auf dem Berge. Hinter Schoemberg geht es allmählig bergab. Aber den rechten Schoemberger Steig kömmt man erst eine halbe Stunde vor Liebenzell herunter.

Die Aussicht rechts auf das Wiesenthal ist ganz eng. Keine Zerstreuung bis man durch den Ort Liebenzell ist. Dann geht es links nach den Badehäusern. Durch die Krümmung bildet sich ein reizendes Thal an der Nagold. Das Thal ist mäßig breit; ringsum mit Bergen umgeben, die freundliche Waldung bedeckt. Ihr Auge erquickt sich an dem schönsten Grün, was

Sie

Sie sehen mögen. Die große Wiese jenseits des Flusses wird an zwei Seiten durch eine große Allee eingeschlossen; die dritte Seite läuft an den Berg hin. Diesseits des Flusses sehen Sie einen eben so schönen Rasenteppich und zwei Badehäuser.

Das Bad ist eine Privatanstalt. Das Wasser quillt in beiden Häusern aus dem Boden. Es ist lauwarm; in dem vordersten Hause einige Grade wärmer. Man kann es sehr gut trinken. Zum Andenken der heilsamen Wirkungen sind die Wappen aller Kurirten aufbewahrt. Das älteste ist vom Jahre 1521.

Liebenzell liegt meistentheils am Berge. Die Nagold, welche das schmale Thal bildet, kömmt von Kalw. Sie geht das obere Badehaus vorbei nach Pforzheim. Der Flecken hat 140 Bürger. Er brannte vor zwölf Jahren ganz ab. Jetzt hat er bloß neue Häuser. Der Ort ist sehr nahrhaft. Hier fällt der Längenbach, der links herkömmt, in die Nagold.

Von allen Bädern, die ich gesehen habe, würde ich diesem den Vorzug geben der Einsamkeit wegen. Einige Familien, die sich einander convenirten, könnten kaum an einem angemesseneren Orte eine Badekur gebrauchen.

Auf dem Berge zur Linken sieht man die Ruinen eines alten Schlosses, indem man herab kömmt. Die Mauern sind erstaunend dick; sie lassen sich fast nicht zerstören. Hier hauseten ehedem die Aegertzinger von Merklingen. Man findet oft, daß sich die alten Ritter die Gegend von Flüssen zur Erbauung ihrer Raubschlösser wählten. Wahrscheinlich geschah es nicht, um den Handel zu schützen.

Der Weg von Kalw nach Liebenzell ist überaus angenehm. Es ist nur eine starke Stunde. Er geht durch das schmale Nagold-Thal, welches die lieblichsten Berge zu beiden Seiten umgeben. Gleich hinter Kalw führt eine Brücke über die Nagold. Sie bleibt nun zur Linken bis Hirschau, eine halbe Stunde von Kalw. Dieß Dorf liegt gar romantisch am Fuß eines

ganz fruchtbaren Berges. Von dort bis Liebenzell ist noch eine starke halbe Stunde. Die Nagold bleibt zur Linken. Man kommt zuerst zu den Badehäusern. Bei jedem derselben ist eine Brücke über den Fluß.

Von Hirschau kann man auch nach Wildbad gehen. Der Weg ist wenig um und weit besser, als der, den ich machte. Dieser Weg geht in Hirschau links den Berg hinan; dann kömmt man vor Büderhof vorbei bei Igelsloch in den Weg von Altburg.

Man hatte mir so viel gesagt von den wirthschaftlichen Einrichtungen des Geheimenraths von Möchlin, daß ich beschloß, meinen Weg nach Stuttgart über den Bühlhof zu nehmen. So sind es sieben Stunden von Liebenzell.

Ich kam gleich bei dem unteren Badehause zur Rechten den Haugstetter Steig heran. Es ist eine starke Viertelstunde. Rückwärts hat man eine schöne aber eingeschränkte Aussicht auf Liebenzell in der Tiefe. Eine halbe Stunde

weiter liegt das Dorf Haugstett. Von dort geht es auf der Höhe fort bis Bühlhof etwas rechts in einer hohen Gegend. Man sieht hier eigentlich keine Berge. Das Auge verliert sich an die allmählig steigenden Bergrücken, die als Ebene erscheinen.

Der Bühlhof ist von Kalw nur eine Stunde entfernt. Der Weg geht von der Seite von Nagold und Wildberg über Neu Hengstett.

Sie würden sich sehr gefreuet haben, dieß Gut mit mir zu besehen, mein lieber Freund. Der Besitzer hat die Kultur der Felder sehr weit gebracht. Man sieht die unverkennlichen Folgen an dem Zustand der Felder, des Viehes, der ganzen Einrichtung der Wirthschaft.

Auch besitzt er einen besonders glücklichen mechanischen Geist. Er hat auf seinem Gute eine Menge vorzüglicher Einrichtungen gemacht, die bei weitem noch nicht so bekannt sind, als sie es verdienen.

Sie finden eine Beschreibung der vorzüglichsten dieser Anstalten in einer Sammlung kleiner Reisebeschreibungen *). Allein der Verfasser hat das verfehlt, was sie am meisten auszeichnet. Es ist, daß Möchlin den Wind und eine von Ochsen getriebene Mühle in Verbindung gesetzt hat. Der Wind treibt das Rad, wenn er stark genug oder auch nur halb ist. Auch im letzteren Fall haben die Ochsen immer einige Hülfe. Diese Operation geschieht vermittelst beweglicher Zapfen in dem Wellenbaum, wodurch das Rad angehalten wird bei der Windstille, oder wenn es nicht gehen soll, sonst aber alsdann in das untere Rad eingreift.

Das Gebäude, worin das Rad ist, das von Ochsen getrieben wird, steht gleich am Eingang des Hofes.

Die Flügel, welche der Wind treibt, stehen nicht frei, sondern in einem Hause, in dessen Seiten mit den Brettern der Länge nach

*) Tübingen bei Cotta. 1797. 8.

immer eben so große Oeffnungen abwechseln. Auf diese Weise kann man jeden Wind desto besser nutzen.

Einige der Maschinen können immer zugleich gehen. Darin liegt wieder eine große Ersparniß.

Die Dreschmaschine war noch nicht vollendet. Das Dreschen geschieht nicht mittelst einer Walze, sondern durch Schlägel. Unmittelbar dabei ist eine Kornsichtmaschine und eine Heckerlingsmaschine. Beide sind sehr vorzüglich. Die letzte insonderheit schneidet durch einen simpeln Mechanismus grobes und feines Futter mit unendlicher Geschwindigkeit.

Dieser thätige Mann fährt in seinen Bestrebungen noch immer fort. Er macht jetzt einen Last-Wagen, der sich unterhalb drehet, wie eine Kutsche. Die Modelle werden erst immer im Kleinen nach seiner Angabe verfertigt. Nach diesen läßt er nachher auf seinem Hofe alles unter seiner Aufsicht arbeiten.

Auch seine Weberei hat er zu großer Vollkommenheit gebracht. Er verfertigt hier vorzüglich gewebte Seile und Pferdegeschirre, die ungemein viel stärker sind als die ledernen, auch viel wohlfeiler und besser für die Pferde. Ferner macht er dergleichen Schläuche und Eimer, die bei Feuersbrünsten mit dem besten Erfolg gebraucht werden und nicht so leicht entzwei gehen als die ledernen. Die Brauchbarkeit dieser gewebten Zeuge meint er noch weiter ausdehnen zu können. Er hat Schuhe und Hüte daraus gemacht, die unzerstörbar sind, und durchaus undurchdringlich für das Wasser. Die Schuhe sind unten mit eisernen Platten belegt. Sollten sie nicht etwa andere Unzuträglichkeiten haben, so scheinen sie auch für Soldaten auf Märschen sehr vorzüglich zu seyn.

Und Sie sollten ihn selbst von seinen Arbeiten reden hören! mit welcher Gutmüthigkeit, wie wahrhaft, wie frei von aller Anmaaßung er Ihnen alles beschreibt. Der liebenswürdige Greis redet in einem Alter von nahe an sieb-

zig Jahren mit dem Feuer eines Jünglings über alles, was ihn interessiren kann. Er ist mir eines der angenehmsten Beispiele von der Einwirkung des Landlebens auf die Zufriedenheit im Alter. Selbst bei der Beschwerde, die das Gehen für ihn hat, merkt man nicht, daß er je an irgend einer Aufsicht es fehlen läßt. Auch will er dafür sorgen, daß seine Einrichtungen nicht mit seinem Tode untergehen. Er will sie auf eine oder die andere Art gemeinnützig machen, und möglichst für ihre Erhaltung in der Zukunft sorgen *).

Noch hörte ich mit Vergnügen, daß die Franzosen, selbst bei ihrem feindlichen Einfall, seine Besitzungen vorzüglich schonten. Ihm

*) Ich fürchte, daß diese gute Absicht nach seinem Tode nicht erreicht ist. Denn, wo ich nicht irre, so ward sein Hof von seinen Erben öffentlich verkauft. Vielleicht hat er dem Schicksal nicht entgehen können, was die meisten thätigen Männer trifft, die mancherlei Versuche anstellen, daß der Vortheil für den ersten Unternehmer nicht der Erwartung entspricht.

ward von seinen Anlagen nichts verdorben. Die Offiziere besahen sie mit großem Beifall. Sogar seine Fruchtbäume und Weinstöcke litten nicht erheblich.

Dieser Hof ist noch sechs Stunden von Stuttgart entfernt. Der Weg geht über die kleine Reichsstadt Weil.

Gleich hinter dem Hof kömmt man den Bergrücken hinan, und dann gerade herunter auf das Dorf Simmetsheim, das etwas zur Linken liegt. Von hier führt der Weg wieder unten um einen breiten Bergrücken herum nach der Stadt, die an der anderen Seite des Bergrückens liegt. Der Boden ist sehr fruchtbar: die Gegend weit und frei. Sie liegt hoch; aber man sieht keine Berge. Der Weg ist sehr schön, besonders in der Nähe der Stadt. Man sieht hier deutliche Spuren von Wohlstand.

Bei der Annäherung an diese Landstadt ward mir das Andenken an die Entstehungsgeschichte solcher Städte recht lebhaft. Sie wa=

ren der Zufluchtsort friedlicher Bürger, die ihre Haabe durch Mauern gemeinschaftlich schützten. So suchten die ersten Anbauer des Fruchtgaues oder der Kornländer am Fuß des Schwarzwaldes hier Sicherheit gegen die mächtigen Ritter auf den Bergschlössern.

Weil, oder, wie man gewöhnlich sagt, Weilerstadt ist klein, sehr alt und nicht sonderlich gebauet. Die Wurm, die links aus der Gegend von Tübingen kommt, fließt mitten durch die Stadt. Sie hat doppelte Mauern und Thürme. In alten Zeiten mag sie sehr fest gewesen seyn. Alles zeugt von ihrem Alter. Die Pfarrkirche hat sehenswerthe Alterthümer. Auch sind hier einige Klöster. Die Stadt ist sehr bevölkert. Man zählt 1800 Einwohner und etwa drittehalb hundert Häuser. Ehedem wußte man nicht einmal die Zahl der Häuser. Sie wurden erst bei Ankunft der Franzosen numerirt. Sonderbar genug, daß wir eine so einfache Polizeimaasregel an so vielen Orten von den Franzosen lernen mußten.

Aber für Weil würde mich diese Isolirung weniger wundern. Ich habe in dieser Reichsstadt eine Anhänglichkeit an alte Sitten gefunden, die sicherlich in keiner anderen Stadt übertroffen wird. Die Einwohner haben ihre eigene Sprache; sie brauchen keine andere Kleidung, als die von Alters hergebracht ist. Auch haben sie ganz den Patriotismus und den Bürgerstolz, der allen Reichsstädtern mehr oder weniger eigen ist.

In manchem Betracht mögen sie ihre Stadt mit Recht lieb haben. Die Einwohner scheinen gutmüthige, fleißige Leute zu seyn. Man bemerkt viel Wohlstand. Die Markung der Stadt, die treflichen Boden hat, giebt ihnen Lebensmittel im Ueberfluß. Dabei treiben sie einen ziemlichen Kornhandel. Sie haben auch einige Manufacturen. Besonders sind ihre Schönfärbereien berühmt. Man findet oft, daß Städte sich fast in dem ausschließenden Besitz gewisser Gewerbe befinden. Sie gehen vom Vater auf den Sohn. Die gute Meinung

erhält sich. Das übrige thut die Gewohnheit, so lange nicht irgend ein außerordentliches Ereigniß die hergebrachte Ordnung stört.

Ich sprach in Weilerstadt bei einem Kaufmann ein, um ihm einen Gruß von seinem Schwiegersohn in Rastadt zu bringen, der meine Geldgeschäfte besorgte. Er war ohne Zweifel einer der Magnaten, denn jedermann nannte seinen Nahmen mit großer Ehrerbietung. Gerade so ist es in unseren kleinen Städten. Der gute Vater Rabner hat wohl recht, wenn er sein Gut macht Muth für eine der allgemeinsten Erfahrungen des geselligen Lebens ausgiebt.

Bisher war meine Reise heute sehr glücklich gewesen. Aber ganz sollte ich doch dem Ebentheuer-Stern nicht entgehen, der mich zu verfolgen scheint.

Ich hatte, um meinen Gaul und seinen Führer zu stärken, erlaubt, daß sie vor dem Bühler Hof mit einander abzogen, um mich in Weil zu erwarten. Als ich, etwa fünf Stunden

nachher ankam, fand ich, daß ich sehr übel gethan hatte.

Mein Führer war in einer Gesellschaft um den Wirthstisch, die er sehr ungern verlassen wollte. Er erinnerte mich an alle Gefahren der letzten Nacht, und bat mich in dem friedlichen Weilerstadt zu übernachten. Aber für dießmal hatte ich mich besser vorgesehen. Auf allen Fall hatte ich schon einen Wegweiser angenommen, uns aus diesem Nebenwege auf die Chaussee nach Stuttgart zu bringen. Ich erklärte also jenem ganz kurz, ich wollte reiten, und überließe es ihm mir zu folgen oder nicht.

Nun begab er sich unter vielem Murren auf den Weg. Wir hatten noch fünf Stunden bis Stuttgart.

Der Weg geht bei einem Kreuz gleich hinter der Stadt gerade den Bergrücken hinan. Nachher kömmt man allmählig wieder herunter, immer durch Kornfelder. In anderthalb Stunden befanden wir uns auf der Chaussee, die von Kalw

rechts herkömmt. Nun nahm der Weiler Wegweiser Abschied. Wir konnten den Weg nicht verfehlen und hatten auf keine Weise etwas zu fürchten.

Aber jetzt merkte ich erst recht, wie es mit meinem Führer beschaffen wäre. Das Gehen ward seinem Kopf so schwer, daß wir mit genauer Noth die halbe Stunde bis Magstadt in einer starken Stunde zurücklegen konnten.

Magstadt ist ein wohlhabender Flecken drei Stunden von Stuttgart. Hier hatte mein Mann viele Bekannte: er sprach nur, seitdem wir allein waren, von nichts, als der Herrlichkeit von Magstadt. Ich blieb bei allen Vorstellungen, die Nacht hier zuzubringen, taub. Es war so spät, daß ich hoffte, unbemerkt durch den Ort zu kommen. Aber wir hatten noch nicht die Mitte erreicht, so konnten keine Vorstellungen ein abermaliges Einsprechen in einem Wirthshause hindern.

Es war acht Uhr Abends, und ich wünschte recht sehr in Stuttgart anzukommen, ehe alles sich schlafen gelegt hätte. Mein durstiger Begleiter kümmerte sich um nichts. Nur durch Drohungen unfehlbar wegzureiten, brachte ich es endlich dahin, daß der Wirth mir den Vorschlag that, einen seiner Leute als Wegweiser mitzunehmen.

„Er ist ja in Weil gewesen," sagte der Wirth mit herzlichem Gelächter, „Sie müssen „es dem armen Schelm nicht übel nehmen. „Man weiß wohl, wie es da zugeht. Er kann „bei Gott nicht mehr stehen."

So leid es mir war, von dieser schlimmen Sitte des Weiler Wirthshauses nicht früher gewußt zu haben, so blieb mir doch jetzt weiter nichts übrig, als den Vorschlag anzunehmen.

Mein neuer Wegweiser war auch in jeder Absicht tauglicher. Ohne weitere Unglücksfälle kam ich in drittehalb Stunden in Stuttgart an. Es war zwar eilf Uhr Nachts, aber man nahm

dennoch mich in dem Römischen Kaiser sehr gut auf. Mein Pferd und sein Vice-Gouverneur blieben sich selbst überlassen; für diese Gäste hieß es, sey kein Raum.

Man rechnet drei Stunden von Magstadt nach Stuttgart. Größtentheils geht der Weg durch einen Wald, der an zwei Stunden lang ist. Der Weg geht immer allmählig bergab. Man hat keine Aussichten. Neben der Chaussee laufen Fußwege, welche die Krümmungen der Chaussee vermeiden. Man kann auch zu Pferde darauf fortkommen, und ich fand wirklich, daß sie den Weg über eine halbe Stunde verkürzten.

Eine Weile hinter dem Chaussee-Hause, eine Stunde von Stuttgart gewahrt man schon die Stadt. Sie soll sich aber von dieser Seite her bei weitem nicht so schön ausnehmen, als wenn man von Frankfurt kömmt.

LXXII.

Stuttgart, den 29. Sept. 1798.

Unter allen Städten, die ich jenseits der Elbe in Deutschland auf dieser Reise gesehen habe, ist Stuttgart am besten gebauet. Vorzüglich zeichnet sich die so genannte reiche Vorstadt aus. Sie hat lauter winkelrechte Gassen, und viele neue, schöne Häuser. Die längste Gasse, am Graben, gehört zu den schönsten in Deutschland. Aber sehr leicht sind die Häuser gebauet. Sie sind alle nur von Holz. Außer einigen herrschaftlichen Gebäuden giebt es nur ein einziges steinernes Haus.

Ob diese Bauart dem Klima angemessen sey, getraue ich mir nicht zu entscheiden. Die Luft soll nicht sehr gesund seyn. Stuttgart liegt zwischen Bergen von drei Seiten eingeschlossen. Nur an der Neckar-Seite ist es frei.

Man behauptet, daß diese Lage den Durchzug der Luft hindere und viele Krankheiten verursache.

Aber sehr angenehm finde ich das Klima und die Gegend. Fast rings um die Stadt sind Weinberge, die reizende Gruppen machen. Bei der Stadt vorbei fließt der kleine Nesenbach, der sich bei Kanstadt in den Neckar ergießt.

Die Straßen sind sehr gut gepflastert, reinlich, bequem für Fußgänger. Ueberhaupt scheint mir die Polizei vorzüglich gut zu seyn. Die Stadt hat etwa 1800 Häuser und gegen 25000 Einwohner.

Das Schloß macht eine trefliche Façade. Es steht an einem schönen Platz. Aber für den Platz scheint es mir zu niedrig. Es sollte noch eine Etage mehr haben. Der linke Flügel, der gerade am kostbarsten meublirt war, ist abgebrannt. Man hat das übrige nur mit Mühe gerettet.

Auch die innere Einrichtung ist groß und dabei bequem. Das Ameublement ist sehr schön. Man sieht mehrere trefliche Vasen und Statüen, auch vorzügliche Gemählde. Jene sind meistens von Hohenheim genommen. Unter den Gemählden zeichnen sich neben den Stücken, welche die Herzogin aus England hat, Originalgemählde würtembergischer Künstler aus. Unter diesen bemerkte ich besonders sechs Landschaftsstücke von Harber, und drei große historische Gemählde von Hotsch: Herzog Carl, Tullia, die über ihren Vater nach dem Capitol fährt, Cornelia mit ihren Kindern. In der zweiten Darstellung ist sehr viel Wahrheit und Kunst: die verschiedenen contrastirenden Empfindungen sind vortreflich ausgedrückt. Die Herzogin liebt die Mahlerei sehr. Sie zeichnet selbst mit vieler Leichtigkeit. In einem der Zimmer sind die Stuhlpolster von ihrer Hand.

Viele von den prächtigen Meubeln kaufte Herzog Carl in Paris sehr wohlfeil. Man

tadelt ihn dennoch sehr wegen solcher Ausgaben.

Ueberhaupt sind die Urtheile über diesen merkwürdigen Fürsten sehr getheilt. Viele segnen, viele schmähen ihn. Seinen Talenten lassen alle Gerechtigkeit wiederfahren; über sein Herz wird meistens hart geurtheilt. Besonders kann man ihm nicht verzeihen, daß er oft in der Wahl seiner Mittel wenig gewissenhaft war. Durch Bestechungen soll er alles bei den Ständen ausgerichtet haben. So erhielt er auch die Aussetzung eines ungewöhnlich starken Witthums, worüber ich noch manche ständische Klagen hörte.

Ich darf wohl kaum über ihn urtheilen, lieber Bruder. Du kennst meine Vorliebe für Kraft des Geistes. Und die besaß Herzog Carl in hohem Grade. Ehe ich die Wirtembergische Grenze betrat, hatte ich im Ganzen eine nachtheilige Meinung von ihm. Aus Schriftstellern, aus einzelnen bekannt gewordenen Zügen

konnte ich nicht gut eine andere haben. Aber jetzt bin ich durch eigene Beobachtung überzeugt, daß man ihm vielfältig Unrecht thut. Abermals ein auffallender Beweis, daß man bei ausgezeichneten Fürsten so wenig den Schmeichlern als den Verkleinern *) trauen darf.

Dem Lande kann er unmöglich ein schädlicher Regent gewesen seyn. Das Land ist sehr bevölkert. Man sieht allenthalben verhältnißmäßigen Wohlstand. Gewerbe und Manufacturen blühen. Der Charakter der Einwohner ist rascher und betriebsamer, als in den benachbarten Ländern. Von Unterdrückung keine Spur. Mag immerhin die Constitution dem Misbrauch der Gewalt größtentheils abwehren: während einer so langen Regierung hätte ein Fürst, wie Herzog Carl, viel Uebel im Inneren gestiftet,

*) Ich wage dieses neue Wort, was mir den Sinn des römischen detrectator allein richtig zu bezeichnen scheint. Alle ähnliche Bezeichnungen, Verläumder, Anfeinder u. s. w. enthalten Nebenbegriffe und sagen zu viel.

wenn sein Charakter es mit sich brächte. Im Gegentheil, er wirkte unmittelbar sehr viel zu der größeren Thätigkeit der Nation in jeder Rücksicht. Er beförderte Kenntnisse und Aufklärung: that viel für die Wissenschaften, noch mehr für die Künste. Ließ er sich einzelne Gewaltthätigkeiten gegen Schriftsteller zu Schulden kommen, so erstickte die Frucht des Saamens, den er selbst streuete, alle weitere Folgen.

Fast mögte ich sagen, die Fehler, die er als Regent begieng, seyen nur Ausschweifungen eines großen Geistes. Nur selten ist ein solcher Geist frei davon? Wer vermag zu behaupten, ob sie nicht auf gewisse Weise zu Gebrechen gehören, die von der menschlichen Schwäche unzertrennlich sind? Und die Fehler des Menschen liegen außerhalb der Beurtheilung der Geschichte. Wir sind nicht berechtigt, den Stab zu brechen, da man ihm nur in wenigen Fällen einen Misbrauch der Gewalt vorwerfen kann. Selbst Friedrich 2., den er sich in man-

chem Betracht zum Muster vorsetzte, war ja nicht ganz frei von ähnlichen Misgriffen. Warum werden denn gerade ihm alle persönliche Fehler als Regenten-Sünden angerechnet?

Aber das geschieht auch nicht in seinem Lande; wenigstens jetzt nicht mehr. Ich hatte geglaubt, ihn streng verurtheilen zu hören, als Tirann, Verschwender, Wollüstling. Nichts weniger. Seine Fehler sind meistens vergessen, weil sie keine bleibenden Folgen hinterliessen. Hingegen erinnert man noch gerne das Gute, was er that. So natürlich ist dem menschlichen Geist die Bewunderung der Kraft. Wie sicher können dann die Fürsten seyn, das Andenken ihrer rühmlichen Werke nie erloschen zu sehen, auch wenn keine Säulen es verewigen sollen.

„Er mag gewesen seyn, wie er will," sagte mir ein Wirth in einer Landstadt, „er war „ein kluger Herr. Wenn er wollte, wußte er „jedermann zu gewinnen. Man konnte ihm

„nicht widerstehen. Wenn er auf seinen Rei„sen im Lande von Prozessen hörte, die nie„mand schlichten konnte, so rief er die Parthei„en zu sich. Jeder mußte ihm die Sache vor„tragen. Dann machte er billige Vergleichs„vorschläge. Fand er einen Theil hartnäckig, „so sagte er: aber ich weiß doch, ihr thut es „mir zu Gefallen. Ja! so gab auch der ei„gensinnigste nach!"

Und sehr viele unpartheiische Männer von allen Ständen haben mich versichert, dieß sey ganz seine Manier gewesen.

Ich bin weit davon entfernt, solche Züge für die höchste Regententugend auszugeben. Auch die vorzüglichsten Fürsten haben nicht immer die Gabe der Popularität. Aber deswegen verdienen jene nicht minder ausgehoben zu werden. Sie zeugen von einem köstlichen Talent, sich in alle Sachen zu finden. Auch erwarben sie sicherlich dem Fürsten Liebe und Achtung.

Ist es nicht traurig, daß man noch immer bei der Erziehung der Fürsten diesen Gesichtspunkt so sehr verabsäumt? Weder Unterricht, noch Ton, noch Gesellschaft geben das mindeste Hülfsmittel zur Erlangung eines Vorzugs, der dem, der Menschen regieren soll, von der größten Wichtigkeit ist. Kaum, daß man jetzt anfängt, den Fürstensöhnen vaterländische Geschichte, vaterländische Gesetze kennen zu lehren. Aber daran denkt man nicht, sie mit den Einwohnern bekannt zu machen, mit ihrer Lage, ihren Bedürfnissen, ihrer Weise. Der künftige Regent sollte die vaterländische Geschichte in den Jahren, wo der Jüngling für die Welt zu reifen anfängt, sehr genau kennen lernen. Er sollte die Fehler seiner Vorfahren, wie ihre Tugenden, vorzüglich in Beziehung auf die innere Verwaltung aus Thatsachen abnehmen. Der Lehrer müßte ihm die Folgen guter und schlechter Maasregeln vor Augen legen, ohne irgend eine Scheu oder Ansehen der Person. Dieser Unterricht würde belebt durch inländische Reisen. Alle Anlagen, alle Män-

gel des Landes erforschte der Fürstensohn an Ort und Stelle, in Gesellschaft verständiger Männer. Auf diesen Reisen würde er, ohne allen Zwang der Etikette, bekannt mit der Verfassung der verschiedenen Klassen der Unterthanen, vorzüglich in Rücksicht auf Oekonomie, Kultur, wissenschaftliche Ausbildung, so weit öffentliche Anstalten sie befördern. Die Verwaltung aller und jeder Regierungsgeschäfte im Detail sähe er mit eigenen Augen. Er wäre nur Zuschauer, nur stummer Zuhörer: aber seine Begleiter unterhielten sich mit ihm über die Anwendung dessen, was er hörte und sähe. Er wohnte selbst ökonomischen Verrichtungen, gerichtlichen Verhandlungen, Unterweisungen der Jugend bei so gut, als militärischen Uebungen. So oft sich schickliche Gelegenheiten fänden, hörte er selbst das Anliegen der Unterthanen, lernte mit Menschen von allen Classen sprechen, sich in ihre Vorstellungsweise schicken, von ihnen erfahren, was er wissen wollte, und ihnen annehmlich zu machen, was er von ihnen gethan wünschte.

Das Ungefähr nenne ich eine Erziehung zur fürstlichen Popularität. Und dieser Gegenstand, vielleicht der wichtigste von allen in der Politik, wird von schulgerechten und höfischen Erziehern fast in gleichem Grade übersehen. Gleichwohl kann ohne eine solche Erziehung ein Regent nie alles das Gute wirken, was sein Verstand ihn einsehen und sein Herz beschließen heißt. Wir dürfen nicht daran zweifeln, wenn wir nur aufmerksam sind auf die unendlich heilsamen Wirkungen der Popularität, welche durch eine glückliche Anlage der Natur einigen Fürsten eigen ist, auch ohne alle Beihülfe der Erziehung, ja, man mögte sagen, trotz einer durchaus verkehrten Vorbereitung zu ihrem künftigen Beruf.

Wäre Herzog Carl so erzogen, was hatte man, bei seinen Talenten von ihm erwarten können! denn auch auf die gewöhnliche Weise sich selbst ganz überlassen, hat er sich um sein Land in diesem Sinn mannigfaltige Verdienste erworben, die nie untergehen werden.

Von ihm rührt der vorzügliche Kunstgeschmack im Würtembergischen her. Er besaß selbst viel Geschmack; war viel gereiset und hatte ihn sehr ausgebildet. Er liebte die Künste und wandte viel daran. Und dabei besaß er das Talent, mit wenig Aufwand ungemein viel zu thun. Die Summen, die er an Künstler gab, waren nicht so sehr groß. Aber die Art, wie er sie verwandte, und sein Geschmack wirkte so viel.

Mit der Militärschule war auch eine trefliche Kunstakademie verbunden. Noch sind von den damaligen Meistern verschiedene übrig. Sie haben selbst vorzügliche Stücke geliefert und Schüler gezogen. Die ersten von ihnen sind die Bildhauer Dannecker und Schöffhauer, der Maler Hotsch, der Kupferstecher Miller. Der Maler Harber, der so viele schöne Landschaftsstücke machte, hat sich nach Berlin gewandt. Aus Würtemberg sind jetzt sieben Künstler in Rom, Männer von Verdienst und Anlagen. Alles dies verdankt man dem

Herzog Carl. Er wußte Künstler zu bilden und zu beleben. Er gab ihnen nicht sehr starke Pensionen; aber er band sie doch an Stuttgart, indem er ihnen etwas gewisses gab. Als diese Pensionen nachher eingezogen wurden, giengen mehrere weg. Und wie unbedeutend sind einige hundert, ja, wenn Du willst, einige tausend Thaler jährlich, zu solchem Zweck angewandt in der Staatsbalanz! Man braucht wahrlich nicht sehr geweihet zu seyn in die Geheimnisse der Staatswirthschaft, um zu begreifen, daß die Vervollkommung der mechanischen Künste, der Handwerker, selbst der Instrumente des Ackerbaues und Erwerbes, mittelbar so genau zusammenhängt mit der Ausbreitung des Kunstgeschmacks, daß jene Auslage sich sehr bald mit den wucherlichsten Zinsen erstattet. Ich erwähne nicht einmal des Einflusses auf die Bildung eines außerordentlichen Genies, das, vielleicht durch eine solche Einwirkung belebt, in einer glücklichen Minute dem Staate Vortheile bringen kann, die sich nicht erkaufen ließen, durch das, was man in

hundert Jahren an Aufmunterung der Künste wendet.

In Danneckers Werkstätte fand ich mehrere trefliche Stücke Antiken nachgebildet. Einen Hector, Ceres, die über den Verlust der Proserpina trauert, Britannia und Würtemberg auf die Genesung der Herzogin. Dieß letzte Stück von des Künstlers eigener Erfindung ist in Kupfer gestochen vor dem Stuttgarter Gartenkalender. Auch sah ich einen vortreflich gearbeiteten Kopf von Schiller. Von diesem Künstler und Schöffhauer sind die schönen Statüen in dem herzoglichen Schlosse und in Hohenheim.

Miller hatte ein sehr großes Blatt in Arbeit für englische Rechnung. Es ist General Wolfs Tod. Das Gegenstück hat unser Clemens gestochen. Es gehört erstaunend viel dazu, so vielen Figuren die verschiedene Haltung zu geben, daß bloß durch Licht und Schatten die Idee des Kunstwerks vollkommen ausgedrückt wird.

Auch die große Bibliothek ist eine Anlage des Herzogs Carl. Der erste Stamm gehört eigentlich den Ständen; er hat ihn aber ungemein vermehrt.

Sie steht in einem eigenen, geräumigen, sehr gut eingerichteten Gebäude. Es ist leider nur von Holz. Doch steht es zum Glück frei; nur von einer Seite stößt es an eine schmale Gasse. Auch hat man sonst so viel möglich für gute Feueranstalten gesorgt.

Diese Bibliothek, eine der beträchtlichsten in Deutschland, besteht aus mehr als 100000 Bänden. Sie ist fast in allen Fächern sehr gut besetzt; in einigen außerordentlich reich. Zu diesen gehört die deutsche Geschichte und Deductionen. Die große Escher sche Deductions-Sammlung ist dahin gekauft. Dann ist das mathematische und militärische Fach sehr vorzüglich. Besonders hat sie eine Sammlung von 30000 Charten und Plans, die ein Würtembergischer General mit großer Einsicht und Sorgfalt anlegte.

Die Bibelsammlung ist allgemein bekannt. Sie besteht aus 12000 Bänden, worunter etwa 4000 Ausgaben sind. Schon ehe sie durch die Lorchische so ungeheuer vermehrt ward, zählte sie einige der seltensten Stücke. Jetzt wird nicht leicht eine Seltenheit in diesem Fach seyn, die sich nicht hier fände. Auch der allerälteste Mainzer Bibeldruck ist hier. Ich habe ihn mit einer Art Ehrfurcht besehen. Doch fehlt auch in diesem Exemplar ein Blatt. Eine solche Sammlung, zu diesem Grad der Vollkommenheit gebracht, ist doch wirklich mehr, als bloß litterarische Seltenheit. Sie hat schon ein hohes Interesse, als Darstellung eines Phänomens, das in der Geschichte des menschlichen Geistes immer sehr merkwürdig ist. Diese unendlich mannigfaltige Bearbeitung des Lehrbegrifs der geoffenbarten Religion in so vielen Sprachen, mit einem solchen Aufwand von Kräften, bleibt immer einzig. Und welch ein Schatz von Sprachkenntnissen liegt nicht in dieser Sammlung durch Vergleichung und Zusammenstellung so mancher verschiedenen Sprachen

in verschiedenen Epochen? Welche Beobachtungen geben sie nicht dem Forscher an die Hand zur Geschichte des Fortschritts von Geschmack und Kunst in litterarischer Rücksicht?

Schade wäre es, wenn sie nun nicht gehörig fortgesetzt würde. Bei der Bibliothek scheint mir ganz dieß nicht der Fall zu seyn. Gleichwohl kostet es verhältnißmäßig so wenig eine einmal angelegte Sammlung zu unterhalten. Und durch den Mangel an Aufmunterung geht zugleich vieles von dem Nutzen verloren, den sie durch die Mitwirkung der Aufseher haben kann.

Die Anlage des Herzogs Carl, welche die strengste Kritik erlitt, die Carls hohe Schule, kostete dem Lande nicht so viel, als man sagt. Sie ward bekanntlich nachher in eine Universität verwandelt, auf welcher man, mit Ausschluß der Theologie, alle Wissenschaften vortrug. Der Zuschuß der Staatscasse betrug zuletzt nur 50000 Gulden jährlich. Dagegen stiftete die Anstalt, ungeachtet des Fehlers im Plan und

der Mängel in der Ausführung, auch viel Gutes. Sie brachte sogar viel fremdes Geld in das Land. Schon von der Seite her hatte sie ihren kameralistischen Nutzen. Und überhaupt sind Ausgaben von der Art dem Lande weit minder schädlich, sobald die Summen, welche die Anstalten kosten, im Lande bleiben und verzehrt werden.

Von dem Schloß ist noch ein Theil den Werkstädten der Künstler gewidmet.

Um das Schloß, besonders vor demselben, ist die große, sehr angenehme Promenade. In einem Abschnitt steht das Denkmal, welches die letzt verstorbene Herzogin den drei Herzogen errichten ließ. Es ist von Sandstein. Als Kunstwerk scheint es mir kein Meisterstück zu seyn.

An das Schloß stößt das große Komödienhaus. Theater und Schauspielhaus gehören zu den größten in Deutschland. Dekorationen, Maschinerie und Orchester sind vortreflich. Die Schauspielergesellschaft selbst fand ich nur mit-

telmäßig. Ich sah einige gute Schauspieler, aber keinen ausgezeichneten. Das Theater ist vielleicht auch zu groß für gewöhnliche Schauspiele. Die Deklamation verliert sich zu sehr. Dazu kam, daß die Art des Schauspiels, das gegeben ward, nicht sehr in meinem Geschmack ist. Es war Fürstengröße, die Geschichte Ludwigs des Baiern und Friedrichs von Oesterreich. Diese Schauspiele sind sehr für das Auge, wenn man will. Allein um völlige Wirkung zu haben, müssen die Schauspieler sehr vorzüglich seyn. Ein Gesellschaftsstück beurtheilt man eher nachsichtig, als ein heroisches. Bei diesen erwarten wir von den handelnden Personen etwas außerordentliches auch in der Art, wie sie sich ankündigen.

Desto mehr gefiel mir der Prolog. Es war ein artiges Gedicht zur Feier des Geburtstags der Herzogin. Die achtjährige Tochter eines Kaufmanns rezitirte es. Dieß Kind war allerliebst und rezitirte mit vielem, natürlichen Anstand. Und dem lauten Beifall der zahlreichen

Versammlung sah man es leicht an, daß er aus dem Herzen kam, und daß die Herzogin wirklich sehr beliebt ist. Wer wollte nicht diese Erscheinung in unseren Tagen doppelt erfreulich finden?

Das um desto mehr, weil es nicht an Leuten fehlt, die gern glauben machen, der Herzog sey allgemein gehaßt. Ich halte mich nun überzeugt, daß diese Vorstellung eben so übertrieben ist, als unverschuldet. Der Herzog ist einer von den Fürsten Deutschlands, die am meisten unterrichtet und gebildet sind. Er spricht sehr gut; es fehlt ihm auf keine Weise an dem Talent sich Liebe zu erwerben.

Nur der unglückliche Streit, worin er mit den Ständen ist, scheint dieser irrigen Meinung einiges Gewicht zu geben. Aber dieser Streit beruhet auf Mißverständnissen, deren Wegräumung man mit Grund hoffen darf. Die Ursachen waren anfangs geringfügig. Damals hätten sich die Mißhelligkeiten durch etwas mehr Nachgiebigkeit leicht heben lassen. Es wäre

nicht einmal nöthig gewesen, so viel zu thun, als die Resolution vom 17. März den Ständen wirklich giebt. Gleichwohl sind die Stände jetzt auch mit dieser nicht zufrieden. So geht es gewöhnlich, wenn sich erst Bitterkeit einmischt. Auch ist freilich eine gewisse Mitwirkung französischer Behörden, befugter oder unbefugter, nicht zu verkennen. Wollen doch die Stände sogar durch eigene Abgeordnete unterhandeln, wozu die Constitution sie wohl nicht berechtigt.

Einer der Streitpunkte, die das meiste Aufsehen machten, war die Entlassung des Ministers Wöllwarth, den der Herzog jetzt wieder eingesetzt hat. Der Herzog behauptet, seine Geheimenräthe gehören nicht zu den Beamten, denen er ihre Stellen nicht entziehen könne. Es sey nothwendig, daß seine Geheimenräthe sein Vertrauen besäßen. Das könne ein Beamter verlieren, ohne sonst verwerflich zu seyn. Darauf antworten die Stände, er brauche also nur jemand zum Geheimenrath zu er-

nennen, um ihn nachher absetzen zu können. Allein es ist ja eben so klar, das sich jeder dagegen sichern könne, durch Ablehnung der angebotenen Würde.

Zum Glück haben alle diese Klagen keinen Einfluß auf die Ruhe des Landes. Die Stände selbst sind viel zu sehr interessirt bei Aufrechthaltung der Verfassung. Ohnehin sind die meisten Mitglieder Gläubiger des Staats: sie würden also selbst ihr Vermögen auf das Spiel setzen, wenn sie das gefährliche Wagestück einer Veränderung der Verfassung versuchen wollten. Der Landmann ist durchaus in einer sehr guten Stimmung. Und in den Städten ist die Zahl der Mißvergnügten nicht so groß, daß je eine Vereinigung zu fürchten wäre. Außer Stuttgart ist auch nicht einmal eine irgend große Stadt im Lande. Es fehlt also an einem Mittelpunkt. Und in einer Residenz, wie Stuttgart, giebt es immer Mittel, die Stimmung zu leiten.

Ueberhaupt haben die Unterthanen jetzt wirklich keine bestimmte Gegenstände für Klagen.

Mit Ausnahme der wenigen, die sich in den Streit des Herzogs mit den Ständen mischen, heißt es im allgemeinen: die Constitution ist sehr gut, wenn nur der Herzog alles so läßt. Schon diese Form der Beschwerden zeigt an, das Land habe im ganzen keine. Ist dieß der Fall, so we.ß man sie wahrlich schon anzugeben. Ich bin durch deutsche Länder gereiset, wo man mir die durchlauchtigen Parforcejagden deutlich genug beschrieb. Und doch werden diese jetzt, wie man versichert, auch von französischen Directoren gehalten.

Auch ist die Constitution des Landes fast ein Meisterstück. Die Gewalt des Fürsten ist durchaus nur beschränkt, wenn er Böses thun wollte. Er hat vollkommne Macht alles Gute zu wirken, was ein Regent eigentlich nur wollen kann. Denn Veränderung, selbst Verbesserung der Constitution liegt nicht innerhalb der Grenzen der Regierung im strengsten Verstande, sobald das Land einmal eine bestimmte Constitution hat.

So sind gewissermaaßen die Finanzen der große Stein des Anstoßes in den meisten großen und kleinen Staaten, auf gewisse Weise außer den Händen des Herzogs. Die Landstände erheben die bestimmten Abgaben. Sie bestreiten die Ausgaben, die zu ihrem Ressort gehören. So bezahlen sie an die herzogliche Kammer die Summen, die zu gewissen Ausgaben bestimmt sind, wie zum Kriegsetat. Auch haften sie für die Rückzahlung der von ihnen aufgenommenen Summen.

Außerdem hat der Herzog ansehnliche Domainen. Diese werden von seiner Kammer verwaltet, und so gut wie möglich benutzt. Der etwanige Ueberschuß fließt in seine Particulier-Kasse. Aber diese Kasse muß auch die Schulden abhalten, welche die Landstände nicht quarantirt haben. Man sagt, diese Schulden sollen durch den großen Aufwand des Herzogs Carl nicht unbeträchtlich seyn.

Die Verwaltung der Regierung ist vortreflich. In den Geschäften herrscht die größte

Ordnung und Thätigkeit. Auch dieser Geist ist größtentheils durch Herzog Carl genährt und gebildet. In allen Fächern der öffentlichen Geschäfte hat Würtemberg viele vorzügliche Beamte.

Das Militair ist sehr schwach. Es beträgt nicht über 1500 Mann. Aber die Anzahl der Offiziere, sogar der Generäle, ist verhältnißmäßig groß. Dadurch werden freilich die Kosten vermehrt; aber es wird auch desto leichter die Anzahl der Soldaten im Nothfall zu vermehren. Dieß scheint der Herzog allerdings zu wünschen. Allein es läßt sich nicht ausführen ohne eine Erhöhung der für den Kriegsetat ausgesetzten Summe. Alles was Militair kostet, als diese, muß aus der herzoglichen Kasse gehen. Sonst ist über Zahl und Bedingungen nichts ausgemacht.

So viel ich bis jetzt urtheilen kann, herrscht in Würtemberg viel Wohlstand. In Stuttgart habe ich in den inneren Einrichtungen der Häuser allenthalben Geschmack und Eleganz gefun-

den. Dieß scheinen mir hier, wo überhaupt kein übermäßiger Luxus herrscht, unbezweifelte Kennzeichen von Wohlstand und feiner Kultur zu seyn.

Auch gehört Würtemberg unstreitig zu den kultivirtesten Ländern Deutschlands. Ueberhaupt scheinen mir die Einwohner einen aufgeweckten, munteren Geist zu haben. In den Wissenschaften zeichneten sich von jeher viele ihrer Mitbürger aus. Mehrere unserer noch lebenden vorzüglichsten Schriftsteller sind geborne Würtemberger, und gewöhnlich in ihrem Vaterlande angesetzt. Die gelehrten Anstalten behaupten immer einen vorzüglichen Ruf. Auch die anderen Schulen sollen sich vor denen in den meisten Gegenden Deutschlands auszeichnen. Nur die einzige Klage höre ich, daß zu viele junge Leute studieren. Insonderheit soll die Zahl der Candidaten der Theologie zu groß seyn im Verhältniß zu den geistlichen Aemtern. Von diesen jungen Leuten gehen daher manche für den Staat verloren. Einige müs-

sen auswärts ihren Unterhalt suchen. Andere wenden ihre Fähigkeiten und Kräfte nicht auf die Weise an, welche dem Staat die nützlichste wäre.

LXXIII.

Tübingen den 13. Sept. 1798.

Es giebt verständige Männer, lieber Münter, die in allem Ernst behaupten, Würtemberg sey übervölkert. Wirklich ist die Bevölkerung über die Maaßen stark. Auf höchstens 150 Quadratmeilen leben 600000 Menschen; also über 4000 Menschen auf eine Quadratmeile. Dieß ist in einem Lande von dem Umfang die stärkste Bevölkerung in Deutschland, vielleicht in Europa. Aber daß die Bevölkerung übermäßig sey, kann ich deswegen noch nicht zugeben. Ich begreife, daß in einem einzelnen District die Menschen zu stark an einander gedrängt seyn können. In einem Lande, das ein Ganzes ausmacht, scheint mir das nicht möglich. Mit der Bevölkerung vermehren sich auch die Erwerbmittel: so kömmt alles von selbst in das rechte Geleise. Sollte ja ein bedeutender Ueber-

schuß irgendwo entstehen, so zieht sich dieser unmerklich ab. Auch ist Würtemberg noch lange nicht auf den Punkt, daß die Bevölkerung ihren höchsten Stand erreicht hätte. Noch sind unangebauete Landstriche: diese müssen nicht mehr existiren, wenn jener Fall eintreten sollte. Das Land hat viele Manufakturen: allein noch nicht so viele, als die Produkte des Landes und der benachbarten Gegenden, die es leicht an sich bringen würde, beschäftigen können. Uebrigens giebt es nicht sehr viele Arme, und in keinem Distrikt merkt man, daß es dem Betriebsamen schwer falle, seinen Unterhalt zu erwerben.

Das Land ist überaus fruchtbar: es gehört zu den ergiebigsten deutschen Provinzen. Es hat treflichen Kornbau, ansehnliche Waldungen, starke Viehzucht. Die Pferde sind nur mäßig groß, aber stark. Der Gartenbau und Obstbau ist musterhaft. In den meisten ebenen Gegenden und an den Bergrücken gedeihet der Weinbau sehr gut. Das Rems-Thal, das untere

Neckar=Thal, das Weinsberger=Thal und die Gegend um Maulbron sind vorzügliche Weingegenden. Insonderheit ist der Neckar=Wein als einer von den besten deutschen Weinen bekannt.

Die Einwohner sind sehr industrieus. Sie sind im Ganzen besser unterrichtet, als in den meisten übrigen deutschen Ländern. Man findet viele Manufacturen, die mit Fleiß und Einsicht betrieben werden. Die wichtigsten sind die Webereien in Lein und Wolle, die viele Waaren für den auswärtigen Vertrieb liefern. Auch Porzellän und Spiegel werden ausgeführt.

Im Ganzen ist der Handel für Würtemberg vortheilhaft. Daher der Wohlstand der Einwohner und die stete Zunahme der Bevölkerung. Auch sind die Finanzen in einer guten Verfassung. Die Landesschulden sind verhältnißmäßig unerheblich, und das Land genießt den vollkommensten Credit.

Die Münzsorte ist durchgehends der 24 Gülden Fuß. Also gilt hier alles nach diesem ausgeprägten Reichsgeld.

Größtentheils ist das Land bergig. Der Fleiß der Einwohner hat ersetzt, was der Natur an Reichthum der Hülfsmittel abgieng. So ist Würtemberg eines der auffallendsten Beispiele, daß die Berge der Bevölkerung nicht hinderlich sind.

Alle großen Straßen sind sehr gut unterhalten. Selbst während des Krieges ist die Besserung der Wege nicht verabsäumt.

Der Hauptfluß ist der Neckar. Er nimmt alle kleineren Flüsse auf, deren es eine große Menge giebt. Sie tragen sehr viel bei zur Erleichterung der einländischen Communication. Die Handlungsgesellschaften in Kalw und Urach haben sie dazu sorgfältig benutzt.

Bei Stuttgart theilt sich ganz Würtemberg in das Oberland und Unterland. Stutt-

gart nämlich wird von drei Bergen eingeschlossen, dem Hasenberg, dem Weinstaig und dem Bopsar. Was über diese Berge hinausliegt nach Süden ist Oberland, und was dißseits liegt nach Norden Unterland.

Nahe um die Stadt übersieht man die ganze Gegend am besten von dem Gaisbacherstieg und dem Kettenstieg aus.

Sie gehen den Gaisbacher Stieg zur Rechten hinauf. Hier öffnet sich rückwärts eine herrliche Aussicht über die Stadt. Sie wird noch gehoben durch die Weinberge, die rings herum im Bogen liegen. Links liegt eine halbe Stunde von der Stadt das Hirschbad am Abhange eines Berges. Es wird fleißig von den Einwohnern der Stadt und der umliegenden Gegend besucht. Man rühmt den Gebrauch gegen mehrere Uebel. Vor sich hat man Gaisbach auf einer Bergzunge, die sich in eine Ebne verliert. In dieser Ebne fließt der Neckar. Jenseits heben sich sanfte Anhöhen. Man sieht die Dörfer Untertürkheim, Ro-

thenfels, Obertürkheim. Weiterhin, etwa zwei Stunden von Stuttgart, liegt auf einem waldigten Berge das alte Schloß Würtemberg, das Stammhaus der Familie. Die Ebne herab kommen Sie zu einer Brücke über den Neckar. Hier bemerken Sie eine ungemein fruchtbare Wiese mit einem ziemlich großen Weidenholz. Ich glaubte mich in meinem Vaterlande; in diesen Gegenden ist der Anblick eine Seltenheit.

Indem man den Bogen verfolgt, kömmt man bald zu Kanstadt, das jenseits zur Rechten liegt. Diese kleine Stadt ist gut gebauet und sehr nahrhaft.

Wir kehrten nun links auf dem Wege von Kanstadt zurück. Aber wir verließen ihn um rechts wieder eine kleine Anhöhe heran zu gehen, die man den Kattenstieg nennt.

Von hier übersieht man sehr gut die Gegend, in der sich Erzherzog Carl mit der Armee nach Ulm zurückzog. Der Rückzug geschah in

der größten Ordnung mit vieler Geschicklichkeit. Die Franzosen störten ihn nicht. Sie machten nicht einmal einen Versuch ihn zu beunruhigen. Man vermuthet, das sey die Folge einer geheimen Abrede gewesen.

Diese Begebenheit fällt in das Jahr 1796 als die Franzosen den Kniebis so ganz unerwartet überwältigten. Dadurch nöthigten sie Würtemberg anfangs zum Waffenstillstand, nachher zum Frieden. Fast zu gleicher Zeit schlossen sie mit Würtemberg und Baden: mit jenem zu Rastadt, mit diesem zu Kanstadt. Beide Länder erhielten ziemlich gute Bedingungen. Aber beide mußten ansehnliche Contributionen zahlen. Auch bedungen sie sich in geheimen Artikeln reichliche Entschädigungen für die Länder, die sie jenseits des Rheins abtraten. Dieß mogte allerdings die Noth entschuldigen. Bedenklicher war es, daß sie Frankreich selbst während des damaligen Krieges militairische Vortheile einräumten, die sich mit der Pflicht gegen den Deutschen Reichsverband nicht gut vereinigen ließen. Vorzüg-

lich geschah dieß von Seiten Würtembergs, wodurch eine ziemlich scharfe Kritik veranlaßt ward *).

Doch war Würtemberg durch seine Lage wirklich zum Frieden gezwungen. Es war nicht möglich Stuttgart zu behaupten. Auch waren die Einwohner über den Frieden sehr vergnügt. Die Franzosen hielten in den Städten sehr gute Mannszucht. Allein auf dem Lande und in kleineren Oertern fielen manche Greuel vor. Dennoch war diese Armee unter allen die beste. Moreau hielt sie bekanntlich so viel er nur konnte in Ordnung. Aber so zerstörten sie selbst die Wirkung der Vorspiegelungen der geheimen Emissarien. Das Andenkeu dieser Großthaten war nicht gemacht, ihnen bei dem Volke den Eingang wieder zu verschaffen, den ihre prächtigen Proclamationen anfangs wirklich fanden.

*) Betrachtungen eines patriotischen Würtembergers über die geheimen Friedensartikel des verstorbenen Herzogs von Würtemberg mit der französischen Republik. Reutlingen 1798 kl. 8.

Von dem Kattenstieg kömmt man in das Ludwigsburger Thor hinein.

Für dießmal mußte ich mich auf diese Tour und die nach Ludwigsburg einschränken. Hätte aber die Zeit mir es erlaubt, so fehlte es nicht an Anlässen zu mehreren interessanten Nebenreisen.

Zwei Stunden von Stuttgart an der Seite von Kalw liegt das Lustschloß Solitüde, von dem man eine trefliche Aussicht hat.

Der ganze Weg nach Heilbron ist vorzüglich schön. Er enthält auch in geologischer Hinsicht manche Merkwürdigkeiten.

Auf dem Wege nach Ulm, nahe bei Göppingen, fünf Meilen von Stuttgart liegt das alte Schloß Hohenstaufen auf einem hohen Berge. Hier hat man eine unendlich weite Aussicht. Sie ist eben so schön, als ähnliche Aussichten in der Schweiz, aber in einem anderen Geschmack. Man kann zurück gehen über Gmünd, Schorndorf und Kanstadt.

Ueberhaupt sind die Würtembergischen Berggegenden bei weitem nicht bekannt genug. Auf beiden Gebirgen, dem Schwarzwald und der Alb findet man viele Parthien, die sowohl wegen der Aussichten als in geologischer Rücksicht äußerst merkwürdig sind, und wovon man fast gar keine Kenntniß hat.

Nach Ludwigsburg sind es vier Stunden. Bald hinter Stuttgart kömmt man die Anhöhe hinan. Sie giebt schon eine herrliche Aussicht über Stuttgart. Der beste Standpunkt ist der erste Wegbaum, etwa eine halbe Stunde von Stuttgart. Hier geht der Weg nach Ulm zur Rechten ab. Man bleibt wieder eine Meile in der Straße. Dann geht nahe vor dem Zufenhausener Weg der Weg nach Frankfurt links ab. Dann führt der Weg fast zwei Stunden lang abwechselnd auf und ab über kleine Hügel. Doch geht er im Ganzen beträchtlich bergauf bis Hoheveſt drittehalb Stunden von Stuttgart. Von hier bis Ludwigsburg haben Sie eine Ebne von anderthalb

Stunden. Zu beiden Seiten des Weges sind schöne Alleen. Wenn man der Stadt näher kommt, stoßen drei Alleen aus dem Walde zusammen. Sie sind alle in englischem Geschmack.

Die ehemalige Residenzstadt Ludwigsburg ist groß, aber nicht sonderlich volkreich. Sie hat sehr breite, regelmäßige Straßen; fast lauter neue, große Häuser. In der Stadt selbst findet man noch zweimal eben so große Alleen, als vor der Stadt. Zur Rechten sind im Walde Anlagen, durchaus im großen Stil. Diese großen Alleen, die von allen Seiten auf das Schloß zu gehen, machen eine starke Wirkung. Sie sind denen in Carlsruhe vorzuziehen, weil ihre Richtung auf einen Fleck nicht so merklich ist.

Das Schloß theilt die Stadt in die mittlere und obere. Die Hauptfaçade kehrt gegen den Wald. Dagegen wenden zwei Einfahrten nach den beiden Theilen der Stadt. Von der unteren Stadt kömmt man in die linke Einfahrt, von der oberen in die zur Rechten. Das Gebäude ist ein Quarré, um einen sehr großen,

mehr langen als breiten Hof. Es liegt ziemlich hoch. Allenthalben hat man eine schöne, weite Aussicht. Unter einem Theil des Schlosses gehen Arkaden durch, die mit einem Haupteingang zusammen treffen. Ueberhaupt finde ich diesen Schloßhof als einen der schönsten, die ich gesehen habe. Der Geschmack ist wahrhaft erhaben und dabei einfach, angemessen dem Genuß eines ländlichen Aufenthalts.

Herzog Eberhard Ludwig erbauete dieß Schloß, um dem Verdruß einer unzufriedenen Ehe zu entgehen. Entschuldigt irgend etwas einen überflüßigen Bau, so ist es wohl eine solche Absicht. In keinem Verhältnisse hängt der Fürst unzertrennlicher an dem Menschen. Auch dem großen Geiste dürfte es nicht möglich seyn, die Regentenpflicht vollkommen zu erfüllen, wenn unverschuldeter Kummer das tägliche Leben im häuslichen Zirkel vergiftet. Indeß sollte der Fürst auch dann nicht über das nothwendige hinaus gehen. Vielleicht ist es oft gut, wenn ihm die Verfassungen bei Ausgaben

die Hände binden, damit er nicht zur Befriedigung einer an sich zulässigen Phantasie übermäßige Mittel anwende.

In einem Thurm an der Seite des Schlosses ist die Gruft aller Herzoge. Ich habe sie nicht gesehen. Auch weiß ich nicht, ob sie gezeigt wird.

Inwendig ist das Schloß mit vielem Geschmack verziert. Der Herzog residirt jetzt im Sommer dort, vorzüglich auch in der Absicht, der verfallenen Stadt dadurch aufzuhelfen.

Unter den Zimmern, die ich sah, gefiel mir besonders ein sehr langer Speisesaal. Man sieht auch in einigen verschiedene schöne Landschaftsstücke von Herber.

Am merkwürdigsten war mir die Gallerie aller Herzoge.

Wer kann sich physiognomischer Vergleichungen erwehren bei einer so langen Reihe von Fürsten, deren Nahmen mehr oder weniger in der Geschichte bekannt sind?

Viele haben mehr gutes, als auszeichnendes in der Miene. Diese waren oft in einem schon gut organisirten Lande die nützlichsten Regenten. Andere zeigen sichtbare Schwäche: man frägt nur nach ihrem Günstling. Aber dann ruhet man wieder mit Vergnügen auf dem starken Gesicht des Herzogs Christoph, den die Nachwelt noch immer als einen vorzüglichen Wohlthäter des Landes preiset. Bei Herzog Ulrichs ausdruckvollem Kopf ahndet man sein Schicksal. Man bedauert es, daß diese Kraft nicht anders gelenkt ward. Wie oft entscheidet die Erziehung, selbst ein zufälliger Umstand der früheren Jahre über Weisheit und Thorheit, Glück und Unglück des Fürsten, wie des Privatmannes?

Darum sollte dem Fürsten keine Pflicht theurer seyn, als die Sorge für die beste Erziehung seiner Nachfolger. Aber wie wird sie fast allenthalben vernachlässigt; unwillkührlich — ich gebe es gerne zu — aber doch immer vernachlässigt.

Männer von entschiedenem Geiste, die, ohne zur Erziehung im Ganzen gebraucht zu werden, dem künftigen Fürsten Geschichte, Völkerrecht, Staatsrecht, die Umrisse der Staatswissenschaft vortragen sollten — die sind gewöhnlich dem Höfling ein Aergerniß. Man hütet sich wohl, sie anzuziehen — und wo war je der Mann von wahrem Werth aufdringend? Was kann auch der vollkommenste Unterricht, theilweise und spät gegeben, ausrichten, wenn nicht früh vorbereitet ist; wenn schon Schmeichelei und Vorurtheil des Zöglings junges Herz angesteckt haben? Dann erscheint der freimüthige, herzliche Lehrer nur als ein Pedant, dessen Abtritt mit Sehnsucht erwartet wird, um sich durch gefälligere Unterhaltung zu entschädigen.

Vielleicht ist es eine Krankheit meiner Phantasie, daß sich mir, so oft ich eine Reihe von Fürsten eines Hauses sehe, auch diese Betrachtungen immer mit neuer Lebhaftigkeit aufdringen. Indeß will ich Sie, lieber Münter, für jetzt nicht weiter damit unterhalten. Sie gehen lieber mit mir in den Ludwigsburger Park.

Die ganze Anlage ist in einem großen, erhabenen Stil. Sie giebt auf einem hohen, freien Platz mannigfaltige, weite Aussichten. Der Theil, der, dem Walde entgegen, auf die Façade des Schlosses stößt, hat breite Gänge, und ein schönes Parterre mit einer reichen, trefflichen Orangerie. In dem Theile um die rechte Seite des Schlosses sind die neuen Anlagen. Sie enthalten verschiedene interessante Parthien — besonders bemerkte ich einen Wasserfall aus den Ruinen eines durch die Kunst sehr geschickt gehobenen Felsens. Der jetzt regierende Herzog beschäftigt sich sehr mit der Verschönerung dieser Anlagen. Er hat viel Geschmack und Neigung für die schöne Gartenkunst.

Der Park zieht sich noch sehr weit herum. Er geht an dieser Seite etwa eine Viertelstunde in gerader Linie bis zu einer kleinen Festung, Seehausen, die angenehm auf einem Hügel liegt. Man sieht sie von der Terrasse vor dem Schlosse, wo sie einen wohlgewählten Gesichtspunkt macht.

In dem Park ist auch das Opernhaus, an Größe das erste in Deutschland. Es ist 300 Fuß lang, 42 bis 43 Fuß breit und von einer verhältnißmäßigen Höhe. Das Theater ist 200 Fuß lang und 41 Fuß breit. Auch das Gebäude ist von Holz, doch ist es ziemlich sicher vor Feuer. Es steht ganz frei, und man hat alle möglichen Vorsichtsmittel angebracht, um vorzubeugen und einen entstehenden Brand sogleich zu löschen.

Die Maschinerie soll vortreflich gewesen seyn. Auf diesem Theater hat der Herzog erstaunend große Stücke gegeben. Einmal sind in einer Oper 200 Mann zu Pferde und noch eine ansehnliche Zahl Infanteristen auf das Theater marschirt. Die Pferde waren alle zugeritten, und die Anführer waren herzogliche Stallleute, welche Paradepferde aus dem Stall ritten. Um die Täuschung noch vollständiger zu machen, ward hinten am Theater die Wand ausgehoben. Man glaubte sich in der That auf dem Felde. Auf ähnliche Weise verfuhr

man bei Decorationen von Seestücken. Die Wirkung soll unglaublich gewesen seyn.

Diesem Stil entspricht die innere Einrichtung. Bei einer vollen Erleuchtung müssen sich die Logen vortreflich ausnehmen. Die herzogliche Loge besonders ist sehr schön. Ueber dem Kamin ist ein großer Spiegel so geschickt angebracht, daß man, am Kamin stehend, die Vorstellung auf das vollkommenste sehen kann.

Ehe sich der Hof wieder den Sommer hindurch in Ludwigsburg aufhielt, war die Stadt sehr still. Vergebens suchte man verschiedene Fabriken anzulegen. Dergleichen Anstalten lassen sich selten erzwingen, wenn nicht ein Aufwand von Kräften dazu bestimmt wird, der dem Vortheil nicht angemessen ist. Auch dann würde dieselbe Kraft, anderswo gebraucht, dem Staat mehr nutzen.

Nur die große Tuchmanufactur, die für das Militair arbeitet, hat guten Fortgang, weil ihr ein bestimmter Absatz angewiesen ist. Auf

ähnliche Weise könnte man in Residenzen andere Manufacturen haben, indem man sie Uniformen für Hofleute und Beamte verfertigen ließe. Aber es scheint, man wölle lieber größere Summen zwecklos aufwenden, als einer kleinlichen Eitelkeit einiger wenigen durch den Sinn fahren, die sich lieber in ausländischen Zeugen gekleidet sehen.

Mit dieser Manufactur ist ein großes Zucht- und Waisenhaus verbunden. Die ganze Einrichtung ist sehr sehenswerth. Insonderheit zeichnet sich das Irrhaus aus durch vorzügliche Sorgfalt und Pflege in jeder Rücksicht. Es kommen daher viele Fremde dahin. Jetzt beträgt die Zahl der Kranken gegen funfzig. Unter ihnen verloren fast vier Fünftheile der Männer ihren Verstand über theologische Grübeleien.

Von hier gieng ich noch die große Straße hinauf, etwas in das Feld hinaus, und freuete mich der schönen, freien Gegend. Ludwigsburg wäre eine von den Städten, wo ich den Abend meines Lebens zubringen mögte, wenn

ich nicht dem Norden angehörte. Ich habe wenige Städte gesehen, die so gesund, so heiter, so geräumig scheinen, wie Ludwigsburg. Man kann die Bequemlichkeit einer Stadt genießen, sogar die Vortheile der Nachbarschaft einer großen Stadt, und hat doch dabei, wenn man will, alle Annehmlichkeiten des Landlebens.

Mit diesen Betrachtungen klopfte ich an des alten Mosers Thür. Sie errathen schon, lieber Münter, daß ich, um ihn zu sehen, nach Ludwigsburg gereiset wäre, wenn der Ort auch nicht das mindeste Interesse für mich gehabt hätte.

Ich fand den geistreichen Mann noch munter am Geist, aber sehr schwach dem Körper nach. Gichtische Zufälle raubten ihm fast ganz den Gebrauch seiner Füße. Auch bringen sie krampfhafte Bewegungen im Kopfe hervor, die ihm das Reden sehr erschweren, und seine Worte oft durch weinerliche Töne unterbrechen.

Sie können sich vorstellen mit welcher affecting Miene ich ihm gegen über saß. Auf mei-

nem Gesichte stand gewiß mit starken Zügen der Gedanke geschrieben, daß des verdienten Mannes harte Schicksale diese Schwächlichkeit verursachten. Moser ist unstreitig einer der ersten politischen Schriftsteller Deutschlands. Er sagte Regenten und Ministern vierzig Jahre lang heilsame Wahrheiten, mit großer Einsicht, mit Scharfsinn, mit immer gleicher Freimüthigkeit, und — was so selten der Fall ist — dabei mit ächter Gutmüthigkeit.

War es diese innige Achtung, diese lebhafte Theilnehmung an seinem Schicksal, die ich glaubte ihm äußern zu müssen, oder sonst irgend ein glücklicher Zufall, der mir sein Herz gewann?

Der Greis sprach eine Stunde lang mit mir über die Begebenheiten unserer Zeit, über den Charakter der Fürsten und Nationen, mit einer Wärme, einer Offenheit, die mir unvergeßlich bleibt. Er sagte mir auch, er habe vor einiger Zeit in einer schweren Krankheit alle seine Briefe und zahlreichen Anzeichnungen verbrannt. Für ihn sey wohl keine Hoffnung mehr, sie zu nutzen.

nutzen. Fremden Händen wolle er sie nicht übergeben.

Unwiderstehlich ergriff mich die Erinnerung an den Einsiedler in Wielands Oberon. Ich hörte seinen Schwanengesang. Eine Thräne drängte sich in meinem Auge hervor. Der Mann würde jetzt nicht so reden, hätten nicht schlechte Rathgeber von Fürsten ihn niedergedrückt.

Wir sprachen von seinen neuesten Arbeiten. Er sagte mir, er würde in der nächsten Messe eine Schrift über die Geduld herausgeben, aber ohne seinen Nahmen. Dieß wäre sein Vermächtniß; er wünschte, ich mögte es in dem Sinn lesen.

Dieß führte uns auf seine letzten Schicksale; auf seine mäßigen Vermögensumstände. Selbst seine Bibliothek hatte er verkauft.

„Aber," sagte er mit seiner ganz originellen Laune, „ich kann das Lesen doch nicht „lassen."

Er führte mich mit Mühe in ein Cabinet an seinem Zimmer, wo ich wieder einen ziemlichen Anfang sah. Indem er mir die Hand drückte, zeigte er mir meine Geschichte der französischen Revolution. Ich habe nie als Schriftsteller eine Aufmunterung gehabt, die ich dieser gleich schätze. Sie soll auch nicht fruchtlos seyn. Das Werk will ich vollenden, in welche Verhältnisse ich auch kommen möge, so lange ich glauben darf, mit einiger Kraft arbeiten zu können. Freilich werden zehn bis funfzehn Jahre darüber hingehen. Vielleicht noch mehrere. Denn am Ende haben wir sicherlich über die früheren Begebenheiten Aufklärungen erhalten, die Zusätze zu den ersteren Theilen unvermeidlich machen.

Ich sollte ihm auch von meinen Verhältnissen etwas erzählen. Natürlicherweise sprach ich auch von meiner verewigten Gattin.

Habe ich Ihnen gesagt, lieber Bruder, daß ich vor einiger Zeit in einer der traurigsten

Stunden auf den Gedanken gefallen bin, denen, die sich wahrhaft für mich interessiren, aufzutragen, Ihr in jener Welt, wenn sie früher, als ich, sterben, zu sagen, wie ich um sie traure; wie der Wunsch mit ihr wieder vereint zu werden, das größte Interesse meines Daseyns ist. Sie zürnen nicht über diese Schwärmerei, das weiß ich. Kennen wir uns wieder, nehmen wir Vorstellungen aus dieser Welt mit uns hinüber, warum sollte nicht auch jemand eines solchen Auftrags sich erinnern. Und ihr, der liebevollen zarten Freundin, wäre er sicher theuer.

So sagte ich dem würdigen Greise. Ich stand in dem Augenblick vor ihm, mit dem Gedanken, ich würde ihn hienieden nicht wieder sehen *), ob ich gleich im nächsten Frühjahr wieder nach Stuttgart zu kommen hoffte.

*) Ich habe ihn auch nicht wiedergesehen. Er starb ein paar Monate nachher.

Er versprach mir den Auftrag auszurichten. Er umarmte mich und gab mir seinen Abschiedskuß darauf. Meine Thränen rollten an seine Wange herab.

LXXIV.

Hirrlingen, den 1. Oct. 1798.

Du kannst von Stuttgart nach Tübingen über Hohenheim reisen, ohne einen großen Umweg zu nehmen. Der gerade Weg nach Waldenbach ist vier Stunden, und der über Hohenheim fünf Stunden.

Man kömmt gleich hinter Stuttgart den hohen Weinsteig hinan. Hier ist rückwärts eine trefliche Aussicht über Stuttgart und die hohe Gegend nach Ludwigsburg an der anderen Seite. Nachher geht es immer in der hohen Gegend fort ohne merkliche Abwechslung von Höhen und Tiefen. Eine Stunde von Stuttgart ist das Dorf Degerloch. Hinter diesem geht der Weg links nach Hohenheim. Zur Rechten liegt ein Gehölz. Von Degerloch bis Hohenheim ist nur eine Stunde.

Das Landschloß Hohenheim ward vor ungefähr vierzig Jahren erbauet. Es ist nur von einem Stock, in einem treflichen Geschmack. Das Dach ist ziemlich flach und mit geschmackvollen Figuren geziert. Die große Treppe aus ganzen Steinen hält man mit Recht für ein Meisterwerk. Ueberhaupt ist die ganze innere Einrichtung ungemein bequem und vollkommen verhältnißmaßig. Die Ameublirung war gleich prächtig und geschmackvoll. In dieser Rücksicht war dieß Schloß das schönste in Deutschland. Herzog Carl hatte große Summen darauf verwandt mit Einsicht und Wahl. In den unteren Zimmern sind die herrschenden Farben grün und weiß, blau und weiß, gelb und weiß. In den oberen ist alles weiß und Gold. Besonders zeichnen sich aus die schöne Stukkatur-Arbeit, die Basreliefs nach Wedgwood weiß auf grünem oder dunklem Grund, die Oefen, die alle verschiedene, treflich gearbeitete Figuren vorstellen.

Aber dieß ist es auch alles, was man noch sieht. Die Statüen, die Gemählde, die kost-

baren Meubeln sind weggenommen: sogar die großen Spiegel sind abgebrochen, die Tapeten abgerissen. Der jetzige Herzog will das Schloß nicht ferner bewohnen; er hat alles wegnehmen lassen. Diese Beschreibung macht einen traurigen Eindruck im Kontrast mit den kostbaren Wänden. Du überläßt Dich unwillkührlich mancherlei Betrachtungen über die Wandelbarkeit aller menschlichen Werke. Heute der Einfall eines Fürsten, und mit ungeheuren Kosten steht das Schloß da. Morgen verändert der Nachfolger seine Neigung und es wird verwüstet, so weit es geschehen kann, ohne gänzliche Zerstörung.

Nur die eigenen Zimmer des Herzogs Carl sind noch einigermaßen erhalten. Hier ist unter drei Statüen von Leger die des Herzogs aus einem Stück Carrarischen Marmor. Sie gilt für ein Meisterstück. Auch sah ich vier sehr vorzügliche Statüen von Dannecker und Schöffhauer als Girondolen.

In der oberen Etage bleiben der Marmorsaal und das Marmorcabinett von einheimischen Marmorarten noch immer schön ohne alle Verzierungen. Um so mehr wünscht man, daß alles beisammen geblieben wäre. So macht das Schloß als Kunstwerk einen ausgezeichneten Eindruck. Vereinzelt wirkt kein Theil so viel, als in der Verbindung.

Der große Saal ist noch nicht einmal vollendet. Er wäre weiß mit Gold geworden. Hinter diesem sollte noch ein anderer Saal eingerichtet werden. Herzog Ludwig wollte es ausbauen: allein der Tod hinderte ihn bald daran.

Von der Façade des Schlosses hat man eine schöne Aussicht über eine weite Berggegend, die in der Ferne durch die hohe Alp begränzt wird. Um das Schloß herum sind trefliche Pappelalleen.

Der Garten ist sehr groß. Er hat eine besonders schöne Orangerie. Dieser Theil

wird noch ziemlich unterhalten. Aber der weit interessantere Park dürfte auch verfallen. Er ist einer der vorzüglichsten Deutschlands; nicht wegen der Größe, sondern der Mannigfaltigkeit und Originalität der Ideen.

Ohne Berge, ohne große Wasserparthieen, findet man doch eine Abwechslung, die den Freund der Natur durch weise angebrachte Kunst unaufhörlich anzieht. Jede Parthie hat ihren eigenen, sehr wohl ausgeführten Charakter. Die Lusthäuser, die zu jeder Parthie gehören, sind ganz in demselben Stil. Um jedes dieser kleinen Häuser ist in der Runde ein sorgfältig unterhaltenes, etwas erhöhetes Pflaster; eine Aufmerksamkeit, die so sehr zur Bequemlichkeit als zur Gesundheit beiträgt. Ganz besonders gefallen mir die Ruinen nach Antiken und der Gothische Tempel. Aber Du mußt den Park genauer kennen lernen aus dem Würtembergischen Gartenkalender der letzten Jahre. Hier findest Du einen genauen Grundriß des Ganzen und eine vollständige Beschreibung der ein=

zelnen Partieen. Eine Stunde, die ich darauf wenden konnte, reicht nur eben hin, alles im Durchflug zu sehen.

Hohenheim liegt nur zwei Stunden von Stuttgart. Dann hast Du anderthalb Stunden bis Echterdingen, und eben so weit von dort bis Waldenbuch.

Der Weg hat nichts merkwürdiges, als einen einzelnen Baum, den man sehr weit von Ferne sieht. Bei diesem Baum werden von der benachbarten Dorfschaft Feste gehalten. Man sagt mir, dieß sey der Fall bei mehreren im Würtembergischen.

In Waldenbuch wechselt man Pferde. Es sind noch vier kleine Stunden. Der Weg ist sehr angenehm. Hügel und Thäler wechseln beständig ab: das Land ist fruchtbar und sehr angebauet. Man kömmt durch die Dörfer Dittenhausen, eine Stunde von Waldenbuch, und Lustnau drittehalb Stunden. Das letzte bleibt mehr zur Seite liegen. Vor-

zügliche Aussichten hast Du nirgends als von dem letzten Berge, von dem es nach Tübingen herabgeht.

Auf dem geraden Weg von Stuttgart nach Tübingen zählt man überhaupt sieben Berge oder Steige. Der Weinsteig bei Stuttgart und der letzte bei Lustnau sind die höchsten.

Tübingen ist eine alte, mäßig große Stadt, theils am Abhang eines Hügels, theils in der Ebne, in einer überaus schönen Gegend. Die Stadt hat 700 Häuser und gegen 7000 Einwohner. Sie ist alt, mäßig gebauet, mit engen, unregelmäßigen Gassen. Man kann nichts fruchtbareres sehen, als das Thal. Es ist ringsum von Bergen umgeben, sie scheinen aber nicht hoch, haben nichts schreckliches, sondern vielmehr die lieblichsten Waldungen.

Die Lage von Tübingen ist unvergleichlich schön; vielleicht einzig in ihrer Art.

Der Bergrücken, an dessen Abhang Tübingen zum Theil an der einen Seite liegt, bil-

det ein doppeltes Thal. Er läuft fast zwei Stunden lang mitten durch das Thal. Zuletzt verliert er sich in die vorliegenden Berge. Auch mit den hinteren hängt sein anderes Ende zusammen. Die verbindende Höhe ist aber niedriger und seit 50 Jahren beträchtlich gesunken.

Beide Thäler werden von Flüssen durchströmt und darnach benannt. Rechts ist das Ammer Thal; links das Neckar Thal. Die Ammer kömmt vom Gebirg her, etwa zwei Stunden weit, und fällt bei Lustnau in den Neckar. Ein künstlicher Kanal läuft durch den Berg, woran Tübingen liegt, der zu dem Ende durchgeschnitten ist. Zur Rechten liegen nun die Berge, die man Alp nennt, nach dem Schwarzwald zu. In dem Neckar-Thal geht der Weg nach Rothenburg und Heilbronn; ein außerordentlich schöner Weg. Von diesem Thal zieht sich noch ein kleineres seitwärts ab. Man nennt es das Steinlacher Thal, von dem kleinen Flusse Steinlach; dadurch geht

der Weg nach Hechingen. Es sind also eigentlich drei Thäler, welche das Tübinger Thal, wenn ich diesen gemeinschaftlichen Nahmen brauchen darf, in sich befaßt. Von einigen Standpunkten übersieht man sie alle drei; einer der reizendsten Anblicke, die Du denken kannst.

Einer dieser vorzüglichsten Gesichtspunkte ist auf einem Weinberge zur Rechten von dem Berge, wo das befestigte Schloß Hohen-Tübingen liegt. Du siehst hier alle drei Thäler, alle drei Flüsse, den Ort, wo der Berg durchgraben ist, um die Ammer nach dem Neckar zu leiten. Die schmalen Thäler sind unendlich fruchtbar. Eine Menge reich beladener Obstbäume wechseln mit dem schönsten Rasen. An den Abhängen der Berge zieht sich in langen Reihen treflicher Wein. Die Bergreihe, auf der Du stehst, streckt sich ungefähr so weit, als Dein Gesichtskreis. Aber Dein Auge verfolgt noch den Punkt, wo sie an beiden Enden wieder an größere Berge stößt. Sie verlieren sich in unbestimmten Umrissen, wie es scheint, mit Waldung bedeckt.

Auch von dem Observatorium auf dem Schlosse hast Du ungefähr eben diese Aussicht. Sie ward mir noch angenehmer durch die lehrreiche Unterhaltung mit dem Professor Bohnenberger. Er ist der Aufseher der Anstalt, und hat sich ungemein verdient darum gemacht. In Zukunft wird er dort wohnen. Bei seinem Eifer für die Wissenschaft darf man dann desto mehr von ihm erwarten.

Will man aber die Gegend vollkommen genießen, so muß man an beide Enden des Bergrückens gehen. Hier gäbe es auch für einen Geologen reichen Stoff zu sehr interessanten Untersuchungen. Es scheint mir, als ob er noch nicht hinlänglich benutzt wäre. Und dennoch laden in der Nähe von Tübingen so viele reizende Parthien zu solchen Reisen ein. Göthe war diesen Sommer drei Wochen in Tübingen gewesen, und hatte sehr oft Reisen gemacht. Er war von der Gegend wie bezaubert.

Ein großes Hülfsmittel wird man dabei in Zukunft an der großen Charte haben, die Prof. Bohnenberger über Würtemberg verfertigt. Ich habe mit Bewunderung mich von der großen Sorgfalt der Aufnahme, wie von der Genauigkeit und selbst der Schönheit der Ausführung überzeugt. Das Werk wird einzig in seiner Art. Und dennoch darf man nicht unterlassen, noch auf weitere Berichtigungen zu denken. In der kleinen Strecke, die ich zu Fuß durchreiset bin, habe ich schon mehrere kleine Abweichungen von den bereits fertigen Blättern bemerkt. Genauere Untersuchungen von eigentlichen Kennern angestellet, würden gewiß noch mehrere ergeben. So unglaublich schwer ist es, ganz vollendete Charten von einem gebirgigen Lande aufzunehmen.

Diese Begebenheiten der Lage von Tübingen tragen, wie mich dünkt, zu den Vorzügen der Universität vieles bei. Manche Wissenschaften lassen sich vollkommener erlernen, wenn die Gegend Hülfskenntnisse befördert und er-

muntert. So würde ich Tübingen für ausgezeichnet bequem halten zu der Erlernung der naturhistorischen und ökonomischen Wissenschaften. Die erstaunende Mannigfaltigkeit der Gegend, der Reichthum der Produkte bietet Mittel dar, die sich selten an einem Orte in dem Maaße vereinigt finden. Und dabei wird die Nähe einer so geschmackvollen Residenz, wie Stuttgart, in anderen Rücksichten ungemein vortheilhaft zur Ausbildung des Kunstsinns und des Gefühls für das Schöne, das dem Menschen zu seiner Veredlung so nothwendig ist.

Auch die wohlfeile Lebensart, die heitere, gesunde Luft; der gute gesellige Ton dieser Universität scheinen sie Ausländern so vorzüglich zu empfehlen, daß ich mich in der That wundere, ihre Zahl nicht größer zu finden. Sollte ich einen Sohn auf eine auswärtige Universität senden, so würde ich Tübingen vielleicht vor allen andern wählen. Wenigstens würde ich sie nicht vorbeigehen, wenn ich auch noch eine andere damit verbinden wollte. Aber die Frequenz einer

Universität hängt so oft ab von Zufällen, von literarischen Moden und Launen, daß man daraus keineswegs immer richtig auf den inneren Werth der Anstalt schließt.

Sonst hatte Tübingen von jeher berühmte Männer in allen Fächern. Rechtsgelehrsamkeit und Theologie wurden insonderheit mit dem größten Erfolg getrieben. Auch jetzt zeichnen sich mehrere der Lehrer durch Gelehrsamkeit und Fleiß aus. Du kannst glauben, mit welchem Vergnügen ich unter ihnen meinen ehemaligen Lehrer, den Justizrath Majer wieder sah. Ich fand ihn in seinem Museum, umgeben von deutschen Geschichtschreibern und Publizisten; und das Museum hat zugleich eine reizende Aussicht, die den Geist doppelt belebt und zu Arbeiten ermuntert. Mit anderen Professoren machte ich jetzt zuerst Bekanntschaften, die mir von der Universität große Erwartungen erregen.

Tübingen ist sehr gut dotirt. Sie hat, wie alle alte Universitäten, ihre eigenen Güter.

Diese Einrichtung hat ihre unläugbaren Vorzüge, weil sie den Lehrern ein verhältnißmäßiges Einkommen sichert, wie nie eine stehende Besoldung. Bei weitem die größere Hälfte der Studierenden sind Stipendiaten des Landes. Sie werden in einem gemeinschaftlichen Collegio logirt und gespeiset. Auch bekommen sie etwas an Geld. Ihre Kleidung ist schwarz. Man versichert mich, daß hier die Mängel in geringerem Grade angetroffen werden, die dergleichen Anstalten fast immer ankleben. Sonst liebe ich sie nicht; ich kann mich nicht überreden, daß die wissenschaftliche Ausbildung bei einem solchen Zwange nicht leide.

Cotta's Buchladen zähle ich mit zu den wichtigsten literarischen Hülfsmitteln für Tübingen. Dieser einsichtsvolle, thätige Mann macht sich durch seine Geschäfte sehr verdient. Ohne alles Vermögen, wie er den Buchhandel anfieng, sieht er schon seinen Fleiß in jeder Rücksicht reichlich belohnt.

Sein großes Verdienst ist nach meinem Bedünken die allgemeine Zeitung. Er selbst entwarf den Plan, und führte ihn aus mit unglaublicher Anstrengung und Eifer. Er will sie gebrauchen vorzüglich als Vehikel zur Ausbreitung statistischer und politischer Kenntnisse. So wird sie auch im Frieden ein Interesse behaupten, was sie weit über alle ihre Schwestern erhebt. Insonderheit bemüht er sich, den größeren Artikeln, wovon wir schon manche glückliche Proben haben, Mannigfaltigkeit und bleibenden Werth zu geben. Zu dem Ende unterhält er eine weitläuftige Correspondenz, und wendet auf eine wahrhaft uneigennützige Weise Summen an, die größer sind, als Du glauben solltest. In so weit erreicht er seinen Hauptzweck vollkommen. Die Zeitung wird ungemein stark gelesen, und mit großem Beifall aufgenommen. Allein der Gewinn darauf steht kaum im Verhältniß mit den Aufopferungen. Calender und dergleichen Artikel für übergehende Moden bringen weit mehr ein.

Der Schöppenstuhl in Tübingen ist noch immer sehr angesehen. Die Kriminalsachen müssen aus dem ganzen Lande dahin gesandt werden.

Auch versammelt sich in Tübingen zweimal im Jahr, im Frühjahr und Herbst, das Appellationsgericht. Es gehört zu den vorzüglichsten deutschen Gerichtshöfen. Die Mitglieder sind einige ausgewählte Regierungsräthe und ein Hofrichter, die von Stuttgart kommen. Der Hofrichter ist Chef des Gerichts. Herr von Normann, der diesen wichtigen Posten jetzt bekleidet, ist ein Mann von ausgezeichnetem Kopf und Kenntnissen. Die Beisitzer sind meistens bürgerliche; jetzt sind nur drei adliche. Ihre Gerechtsame sind gleich; doch referiren nur die bürgerlichen. Der Prozeß ist mündlich. Man versichert mich aber, daß den Weitläuftigkeiten und Anzüglichkeiten dieser Verhandlungsart sehr nachdrücklich Einhalt gethan werde. Sonst liebe ich, wie Du weißt, das mündliche Recessiren durchaus nicht. Vergleichsversuche

vor Anfang des Rechtsstreits und schriftliche Rezesse bei allen Sachen, wo Advokaten zugelassen werden, sind, nach meiner besten Ueberzeugung, die beiden Grundvesten einer jeden guten Prozeßordnung. Und eine Prozeßordnung, die an sich gut ist, paßt sich in der That für jedes gebildete Land. Die Localverschiedenheiten können nie Einfluß haben auf die verschiedene Art Prozesse zu behandeln.

Noch machte ich in Tübingen unerwartet eine interessante Bekanntschaft — mit dem ehemaligen Kriegsminister Narbonne. Man glaubt allgemein, er sey ein Sohn der Prinzessin Adelaide, der Tochter Ludwig 15. Sein Gesicht ist ganz das Bourbonsche. Er ist ein Mann von vielem Geist und Lebhaftigkeit. Hier lebt er ruhig und angesehen als Grand d' Espagne. Er studierte Deutsch mit großem Fleiß. Wenn der Krieg wieder ausbrechen sollte, sagte er, so dächte er sich nach Holstein zu begeben. In dem nörd-

lichen Deutschland hielte er sich dann allein sicher. Und so würde er Holstein allen andern Ländern vorziehen, als das vollkommen neutral und bei seiner Neutralität hinlänglich geschützt.

LXXV.

Schaffhausen, den 4. Oct. 1798.

Von Tübingen bis Rothenburg sind zwei Stunden. *) Der Weg geht links an der Seite des Neckars weg. Fast eine Stunde weit sieht man zur Rechten die Bergreihe, an deren Abhang Tübingen liegt.

Fast am Ende dieser Bergreihe liegt das Kloster Wurmlingen, nahe am Amphitheater der Bergreihe, die sich nun jenseits des Ammer-Thals von der Rechten hervorzieht.

Rothenburg ist ein österreichisches Städtchen. Gegen über liegt das Städtchen Echingen, mit jenem durch eine Brücke verbunden.

*) Oerter: Derendingen 1/2 St., Weil 3/4 St., Kulberg 1 St., Brühl 1 1/2 Stunde im Oesterreichischen.

Von Rothenburg nach Hirrlingen sind zwei kleine Stunden. Man kömmt durch das österreichische Dorf Weiler drittehalb Stunden von Tübingen. Dann bleiben die ritterschaftlichen Dörfer Oetlingen und Hemmendorf ganz nahe liegen, jenes drei Stunden von Tübingen, dieses eine halbe Stunde weiter.

Diese österreichischen Oerter gehören zu der Grafschaft Nieder-Hochberg, die mitten zwischen Würtemberg und Hohenzollern liegt. Würtemberg war einmal im Begrif, sie durch Kauf an sich zu bringen. Die Sache ward aber rückgängig, man weiß nicht recht warum?

Hirrlingen ist ein Reichsritterschaftliches Dorf mit einem Schloß, wo ehemals ein Jesuitercollegium war.

Ich habe hier bei dem Kammerherrn von Wächter einen Tag sehr angenehm zugebracht. Er beschäftigt sich selbst mit der Aufsicht über die Oekonomie des Guts. Durch seine Kenntnisse und sein Beispiel er-

wirbt er sich auch um seine Nachbaren großes Verdienst.

Die Vortheile der Stallfütterung haben sich auch hier durch mannigfaltige Erfahrungen bestätigt. Zur Winterfütterung bauet man Turnips mit großem Erfolg. Für das beste Stroh zur Futterung hält man das Haferstroh.

Der Boden wird auch wohl mit Rogsaat gebrochen. Es soll sehr gut fortkommen.

Dinkel, was man in unseren Gegenden nicht kennt, ist eine Kornart, die der Gerste nahe kömmt. Sie ist aber nicht so vortheilhaft, als diese, und giebt zumal nicht so gutes Futterstroh.

Die Bauern sind frei und thun nur gewisse Dienste. Aber eine sonderbare Art der Frohnlasten fand ich in dem Pferchen der Schaafe. Alle Schaafe der Bauern müssen dem Gutsherrn pferchen. Daher werden so große Heerden gehalten. Solche unnatür-

liche Einschränkungen des Eigenthumsrechts sollte man billig allenthalben abschaffen. Die Production für den einzelnen und das Ganze leiden dadurch in gleichem Grade.

Nach Bahlingen geht der beste Weg über Hechingen. Man bleibt immer in einer weiten, hohen Gegend, ohne besonders schöne Aussichten. Die Berge zeigen sich nur noch von weitem. Das Land ist durchaus fruchtbar. Man kommt durch Rengerdingen, $\frac{1}{2}$ Stunde von Hirrlingen und Stein $1\frac{1}{4}$ Stunden. Letzteres liegt links am Berge. Hier geht das fürstlich zollersche Gebiet an. Du siehst zur Rechten das fürstliche Sommerschloß Lundig auf einem Berge, von Wald umgeben, in einer sehr angenehmen Gegend. Mein Postillion wollte aber in dieß Lob der Gegend nicht einstimmen.

„Was hilft uns die Gegend!" sagte er! „Unser voriger Fürst hat uns schrecklich mit der Jagd geplagt. Was der jetzige thun

wird, muß man erwarten. Versprochen hat er das Beste."

Hechingen, ein Städtchen mit einem fürstlichen Residenzschloß, liegt sieben Viertelstunden von Hirrlingen.

Bis Bahlingen, wo man wieder Pferde wechselt sind drei Stunden. Eine halbe Stunde hinter Hechingen liegt der Brühlhof, eine große fürstliche Meierei. Von hier geht ein schöner Lustweg nach dem Schlosse Lundig zur Rechten. Links geht ein Weg nach dem alten Stammhaus Zollern. Man sieht es deutlich vom Wege. Es ist eine halbe Stunde bis an den Fuß des Berges. Dann geht man den Berg in einer halben Stunde herauf. Man kann auch herauf fahren: allein der Weg ist eine Stunde länger, weil er sehr umholt.

Ich habe das alte Schloß mit Ehrfurcht besehen. Es ist eins der schönsten Denkmäler der Sitten unserer Vorfahren. Um den großen Schloßhof gehen ungeheure Mauern an 12 Fuß

dick. Man kann bequem mit einem Wagen darauf fahren. Diese Mauer ist inwendig gewölbt, fast wie Casematten unter der Erde. Das Schloß selbst ist solide gebauet. Die ganz Einrichtung zeugt von seinem Alter. Auch sieht man verschiedene Ueberbleibsel aus jener Zeit, Waffenrüstungen und dergleichen. Jetzt dient es zur Wohnung einiger wenigen Fürstlich Zollerschen Invaliden, die sich nicht wenig freuen, wenn sie Gelegenheit haben, einen Fremden herumzuführen.

Die Aussicht von dem Schloß ist treflich; sie ist eine der weitesten in Schwaben.

Nachher kömmt man durch die Dörfer Weßingen 1 Stunde von Hechingen, und Steinhofen 1½ Stunde. Bei letzterem hört das Zollersche Gebiet auf. Man kömmt durch das Würtembergische Dorf Engschlatt drittehalb Stunden von Hirlingen. Die Berge ziehen sich immer von Ferne herum.

Bahlingen ist ein ziemlich gut gebauetes Städchen mit Mauern umgeben. Es hat zwei Kirchen.

Bis Aldingen sind sechs Stunden *). Der Weg ist überaus angenehm. Man kömmt den Bergen allmählig näher. Bei Duttenhausen fängt das Vorderösterreichische an, das die Grafschaft Ober-Hohenberg ausmacht. Schömberg liegt romantisch den Berg hinauf. Bei Scherzig führt der Weg ganz nahe längs den Bergen. Bei dem ritterschaftlichen Dorf Friedlingen geht der Weg ab nach Rothweil. Diese kleine Reichsstadt ist anderthalb Stunden entfernt. Bis hieher kamen die Franzosen. Die ganze Gegend mußte starke Requisitionen bezahlen. Indeß erleichterten die Stände im Würtembergischen die Last sehr. Sie vertheilten

*) Oerter: Endingen 1/2 St., Alzingen 1 St., Duttenhausen 1 1/2 St., Schömberg 2 St.. Scherzig, ein einzelnes Wirthshaus 3 St., Wellerdingen 4 Stunden, Friedlingen 4 1/2 Stunden; Aldingen Station 6 Stunden.

das Ganze in Geld. So erhielt selbst der Bauer, der Fuhren thun mußte, Bezahlung: keiner ward übermäßig gedrückt.

Dann fährt man am Berge bis Aldingen. Zur Seite liegt nur ein schmales Bergthal. Der Boden ist schwer und ungemein fruchtbar.

Von Aldingen sind vier Stunden nach Tuttlingen *). Das Land ist unter sehr viele Gebiete getheilt. Das ewige Durchkreuzen der Gebiete hindert manche gute Einrichtung. Auch die öffentliche Sicherheit würde noch mehr darunter leiden, wenn nicht im schwäbischen Kreise die gemeinschaftliche Polizei- und Kriegsverfassung ziemlich thätig wäre. Man fährt rechts und links zwischen Bergen; zur Rechten

*) Oerter: Hofen 1/2 St., im Oesterreichischen Speichingen 3/4 St., eine Obervogtei, Balgheim 1 1/4 St., im Würtembergischen Riedheim 1 3/4 St. ein altes Schloß, im Bischöflich Konstanzischen Weilheim 2 1/4 St., Wormlingen 3 St., ein Schloß; dann wieder im Würtembergischen Tuttlingen.

am Schwarzwald, zur Linken am Heiberg. Man nennt diesen auch den Dreifaltigkeitsberg von einer Kapelle, wohin ich wallfahrten sah.

Tuttlingen ist eine mäßig große, wohlgebauete, sehr nahrhafte Stadt an der Donau. Hier kam ich denn zuerst auch über diesen großen deutschen Fluß. Er kömmt aus Donaueschingen fünf Stunden von Tuttlingen. In der Nähe dieser Stadt entspringt er im Schwarzwalde.

Bis Engen sind fünf Stunden *). Gleich hinter Tuttlingen kömmt man wieder in das Fürstenbergische. Der Weg geht um den hohen Berg gleich vor Tuttlingen herum. Aber für leichtere Wagen giebt es bei guter Jahreszeit einen näheren Weg. Er geht zur Rechten gerade den Berg heran. Man fährt fast eine halbe Stunde immer bergan. Auf der Höhe

*) Oerter: Besendorf 2 St., Harrlingen 2 1/2 St., Engen Station 5 Stunden.

ist eine sehr weite Aussicht vorwärts nach Hohentwiel, über den Rhein weg nach der Schweiz. Der Gesichtskreis umfaßt beinahe die ganze vorliegende Landschaft, in der mannigfaltigsten Abwechslung.

Nachher geht es herunter, um den Berg herum zur Rechten. Du kömmst in ein romantisches Bergthal zwischen Bergen fast ganz mit Wald bedeckt. Hier herrscht die größte Stille, die tiefste Ruhe. Doch bald wird sie unterbrochen durch das Rauschen von Rädern. Du siehst eine Eisenschmelze und die Thalmühle drei Stunden von Tuttlingen.

Dann geht der Weg im Thal fort, in weiterer Entfernung von den Bergen. Bis Engen erweitert sich die Gegend noch mehr.

Engen ist ein Fürstenbergisches Städtchen an der Aach, die bei Radolfzell in den Bodensee fließt. Auch hier klagte der Wirth, die

fran=

französische Plünderung habe ihm alles genommen. Er glaubte sich indeß, nach seiner Rechnung zu urtheilen, befugt, sich seines Schadens bey den Gästen zu erholen, die hier übernachten müssen.

Von Engen nach Schaffhausen sind sechs Stunden *). Der Weg geht anfangs zwischen Bergen zu beiden Seiten. In weiter Ferne sieht man zur Linken Hohentwiel auf einem sehr hohen Berge. Links bleibt Hohehöwe liegen, die Ruinen eines Bergschlosses. Hinter Weiterdingen kommen wieder zwei sehr hohe Berge: rechts der Stauffelberg —, links der Netberg. Bald nachher kömmst Du vor einer romantisch einsamen Kapelle vorbei, das heilige Grab genannt. Hilzingen ist das letzte Fürstenbergische

*) Oerter: Welschingen 3/4 St., Weiterdingen 1 1/2 St., Hilzingen 2 1/4 St., Stauffenberg, Dietringen, Ebringen 3 St., Tayngen 4 St., Hirblingen 5 Stunden.

Städtchen. In dieser Gegend sieht man die Festung Hohentwiel recht deutlich liegen. Sie steht isolirt auf einem Berge, den die Natur gleichsam zu bestimmen schien, über die ganze Gegend zu herrschen. Er ragt weit über alle Höhen hervor.

Hinter Ebringen ziehen sich die Berge zur Rechten weiter weg. Die zur Linken bleiben zurück durch die gerade Richtung des Weges. Bald ist man auf der Schweizerischen Grenze.

Der Weg ist sehr mittelmäßig. Sobald er durch die kleineren Gebiete führt, ist er merklich schlechter. Dennoch muß er im Fürstenbergischen Chausse-Geld zahlen. Das Land ist sehr angebauet und scheint mir allenthalben erstaunend volkreich.

Die Sprache ist ein grobes, dem Fremden theils unverständliches Deutsch. Das breite schwäbische Deutsch verliert sich in

diesen Gegenden allmählig in das Schweizer Deutsch.

Schaffhausen sieht man erst, wenn es schon sehr nahe ist. Der Rhein ist von dieser Seite gar nicht zu sehen.

LXXVI.

Zürch, den 6. Oct. 1798.

Ich schreibe Ihnen wieder aus der Schweiz, mein lieber Bonstetten; wieder aus dem Hause unseres guten Füesli. Gebe der Himmel, daß ich Ihnen bei meinem Austritt aus Ihrem Vaterlande mit froherer Empfindung schreiben könne, als jetzt, da ich es nicht ohne die Besorgniß wieder sehe, daß es nur zu eng mit der französischen Republik verbunden sey.

Schaffhausen ist die einzige große Stadt der Schweiz, die ich auf meiner ersten Reise noch nicht gesehen hatte. Sie scheint mir an sich keine der merkwürdigsten zu seyn. Aber

der Rheinfall ist freilich allein eine Reise werth.

Die Stadt ist ziemlich groß, aber schlecht bevölkert. Sie mag höchstens 5000 Menschen haben. Die Wälle wollen nicht viel sagen: sie liegt wie im Kessel nach allen Seiten, besonders von der deutschen Seite, von Bergen umgeben, welche sie beherrschen. So viel ich aus einem kurzen Aufenthalt urtheilen kann, ist sie gut gebauet und im ganzen wohlhabend. Es giebt einige reiche Kaufleute. Auch ist hier der Hauptsitz des Verkehrs zwischen Deutschland und der Schweiz.

Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt rechnet man mit Recht die Hängbrücke über den Rhein. Sie ist 364 Fuß lang. Der Appenzeller Grubenmann erbauete sie.

Auf den Bergen umher giebt es fast allenthalben schöne, wenn gleich nicht sehr weite Aus-

sichten. Sie sind meist mit Reben bewachsen, und geben recht guten Wein. Von dem Randenberg besonders, nahe bei Schaffhausen, hat man eine angenehme Aussicht auf Schwaben und den Bodensee.

Aber — was mir sehr auffallend war — es giebt gar keine Spaziergänge. Ich sah keinen Baum außer in den Gärten vor den Thoren. Man muß immer eine Meile auf den staubigsten Landstraßen gehen, ehe man seitwärts gemächlichere Wege oder Fußpfade antrift. So groß ist die Macht der Anhänglichkeit an hergebrachte Sitte, daß nicht ein einziger Freund der Geselligkeit einen Spaziergang zum allgemeinen Vergnügen öfnet.

Den Rheinfall sah ich zuerst auf der Schweizer Seite.

Gleich hinter der Stadt führte mich mein Lohnbedienter eine Höhe heran. Von dieser

hat man eine schöne Aussicht auf die Stadt, den Rhein und seinen gekrümmten Lauf nach beiden Seiten, die Ebne längs dem Rhein nach Eglisau, Kaiserstuhl und Waldshut, auf die Reihe von Bergen nach dem Schwarzwald zu. Unter diesen ragt der Hohentwieler über alle andere hervor.

Wie man den Weg nach Winterthur verläßt, und rechts dem Rheinufer sich nähert, entwickeln sich die Dörfer in der Ebne. Man sieht Neuhausen unter sich; gegen über Flurlingen zur Rechten. Das dumpfe Rauschen des Stroms hört man schon eine Viertelstunde, ehe man den Fall erreicht. Dieser Spaziergang ist ungemein angenehm. Die Aussicht verändert ihre Schönheit so zu sagen mit jedem Schritt.

Der eigentliche Fall ist bei dem Schlosse Laufen. Die Aussicht aus dem Schloß ist vorzüglich schön. Man sieht aus einem Cabi-

net im Thurm aus einem Fenster so zu sagen das Ende des Rheinfalls und die romantischen Ufer an beiden Seiten. Aus dem andern geht die Aussicht auf die umliegenden Berge. Sie bilden nach allen Seiten verschiedene Gruppen.

Ich ging nun den Berg herunter, theils auf Rasen, theils auf steinernen Treppen. Man hört zur Rechten immer das Brausen. Dennoch ist der Anblick dieses großen Schauspiels von dem Altane höchst überraschend.

Ich halte diese Naturscene für eine von denen, wovon man sich durchaus keinen Begrif machen kann, ohne sie gesehen zu haben. Noch kein Gemählde gab mir eine Vorstellung, die dem gleich kam, was ich durch den Augenschein erhielt. Nicht bloß das Gesicht, auch das Gehör wird angezogen.

Man sieht vor sich zwei mäßig breite Felsenzacken von grauem Gestein, mit braunem Moos bewachsen, mitten in der Wuth des Stroms. Der Strom hat also vier Oefnungen, wodurch er mit unbeschreiblicher Gewalt und Brausen fährt, und sich nun in einem dicken Schaum in beträchtlicher Tiefe herabstürzt.

Das Rauschen und vor allen Dingen, daß diese Felsenspitzen immer und ewig so unerschüttert da stehen, wie heftig auch der Strom unaufhörlich gegen sie anstürzt — das giebt der Szene, wenn man sie sieht, einen Charakter der Erhabenheit, den kein Gemählde auszudrücken vermag.

Auch die verschiedenen Farben, welche der vierfache Strudel im Fallen annimmt, wenn die Sonne ihn bescheint, erhöhen die Pracht des Anblicks. Die Tiefe ist wohl 80 Fuß. Und was noch den Eindruck vermehrt,

ist, daß der Rhein von der Stadt her, zu der er aus dem Bodensee fließt, so sanft einher strömt. Erst, wenn er auf diese Felsspitzen stößt, wird er wie wüthend, und bahnt sich in der Tiefe seinen Weg.

Diesen Kampf mit den Felsspitzen und dem vorhergehenden sanften Lauf des Flusses sieht man eben auch von dem Altane am besten.

Der Wind war zu heftig, um mich auf die andere Seite übersetzen zu lassen. Ich hätte sonst von einer Art Thurm auf der kleinen Insel Wörth den Fall von vorne betrachtet. Man kann sich aber diesen Effect schon von dem Altane aus sehr gut vorstellen. Dagegen sieht man den Fall bloß von der deutschen Seite aus nicht hinlänglich. Man muß sich dann nothwendig übersetzen lassen nach Wörth und von da nach Lauffen. Diese Fahrt ist auch, wenn es nicht etwa äußerst stürmisch

ist, durchaus nicht gefährlich. Man kann sich in solchen Fällen ganz sicher auf die Schiffleute verlassen: sie fahren nicht, wenn es irgend Gefahr hat.

Um dieß Schauspiel vollkommen zu genießen, gieng ich nachher auf die deutsche Seite über.

Von Neuhausen her sah ich die ganze Breite des Falls von vorne, die sich von dem Altan bei Lauffen nicht so vollkommen zeigt. Ich sah jetzt einen dritten Felsen in der Mitte von jenen beiden. Also konnte ich nun fünf Ströme unterscheiden. Den mittelsten dieser Felsen kann man bei niedrigem Wasser heran steigen. Jetzt war dieß aber nicht möglich. Auch das Bett des Stroms übersah ich in einer Breite von wenigstens vierzig Ellen, wie es sich allmählig etwas herabsenkt. Dort werden die Strudel durch die kreisenden Wellen zwischen den Steinen vorbereitet.

Dann hörte ich wieder von dem Altan aus, wohin man mich von dieser Seite übersetzte, das ungeheure Geräusch, das Krachen und Tanzen der Wellen. Der Schaum wird in Regen aufgeworfen, der wieder abprellt. Der Nebel sah aus wie Rauch; die Farbe des Stroms war grünlich.

Nun verfolgte ich den Strudel, wie er sich allmählich verlor. Mein gieriges Auge streifte bald von diesem auf einen neuen heranstürzenden Strudel, und begleitete auch diesen wieder bis auf das letzte Erzittern der Wellen.

Am andern Morgen sah ich das schöne Naturalien-Kabinet des Doctor Amann. Er hat seit 1754 daran gesammlet, und zeigt es mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit.

Es ist den Mineralien, den Petrefacten und Seethieren gewidmet. Die wichtigsten Schweizer Mineralien findet man hier meistens beisammen; besonders trefliche Schörl und Kristalle vom St. Gotthard. Von Versteinerungen enthält es merkwürdige, in ihrer Art einzige Stücke. Von der Seepalme sieht man hier das einzige Exemplar. In dem großen schwarzen Schiefer von Glarus, wovon die Rechentafeln gemacht werden, findet man höchst merkwürdige Versteinerungen. Ein seltenes Stück ist eine Blume in weißem Schiefer. In Abdrücken von Fischen sah ich an der einen Seite noch die erhabenen Gräten, an der anderen die entsprechenden Vertiefungen. Ein äußerst seltenes Stück ist auch ein versteinertes Schneckenhaus. Von Muscheln findet man in Farben die größte Mannigfaltigkeit. An einem merkwürdigen Exemplar sah ich, wie der Nerv liegt, womit die Schaale auf und zu-

Bayerische Staatsbibliothek München

gemacht wird. Wunderbar ist es, wie das Thier alle diese verschiedenen Farben ausspinnt, und das immer mit der größten Regelmäßigkeit.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eggers, Christian Ulrich Detlev <<von>>,

Bemerkungen auf einer Reise durch das südliche Deutschland, den Elsaß und die Schweiz in den Jahren 1798 und 1799

Bd.: 5

Kopenhagen (1805)

BHS VI 22-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10709520-1